Engelhorns

allgemeine

# Roman-Bibliothek.

## Die holde Törin.

Von

Ida Boy-Ed.

Erster Band.

# Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.

Alle vierzehn Tage erscheint ein Band.

**Preis jedes Bandes 50 Pf. Eleg. in Leinwand geb. 75 Pf.**

(26 Bände jährlich, Gesamtpreis broschiert 13 Mark, gebunden 19 Mark 50 Pf.)

Über „Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek" schreibt der „Hamburgische Correspondent": Das ist ein Unternehmen, das in jeder Weise gefördert zu werden verdient! Als vor nun mehr denn 22 Jahren die ersten roten Bände erschienen, mag mancher Kurzsichtige und Engherzige den Kopf geschüttelt haben über das tolle Wagstück, wirklich gute und wertvolle geistige Kost zu so billigen Preisen zu verabreichen. Wenn man heute auf die lange Reihe von Jahren zurückblickt, wie viel ist da nicht schon erreicht! Fast kein Haus, keine Familie, wo die soliden Bände nicht ihren Einzug gehalten hätten; fast keine, noch so klein angelegte Privatbibliothek möchte die sich so freundlich präsentierenden roten Freunde aus ihrer Mitte missen. Und doch, noch gibt es viel zu tun! Noch gibt es Häuser, in denen die vermorschten und verrotteten Hintertreppenromane lieber gelesen werden. Hier wäre es Pflicht jedes Nächststehenden, die giftige Saat zu verdrängen und an ihre Stelle die gesunde und durchweg gute Kost der „Engelhornschen Allgemeinen Romanbibliothek" zu legen. Der glücklich Geheilte wird, wenn er erst klar sieht, dem freundlichen Helfer sicher Dank wissen.

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pfennig für den broschierten und 75 Pfennig für den gebundenen Band bezogen werden.

## Erster Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, Der Hüttenbesitzer. — 3. **Conway**, Aus Nacht zum Licht. — 4. **Praed**, Zéro. — 5. 6. **Gréville**, Wassilissa. — 7. **Zédé**, Vornehme Gesellschaft. — 8. 9. **Ohnet**, Gräfin Sarah. — 10. **Braddon**, Unter der roten Fahne. — 11. **Halévy**, Abbé Constantin. — 12. **Perga**, Ihr Gatte. — 13. 14. **Reade**, Ein gefährliches Geheimnis. — 15. **Theuriet**, Gérards Heirat. — 16. **Gréville**, Dosia. — 17. **Kraszewski**, Ein heroisches Weib. — 18. 19. **Norris**, Eheglück. — 20. **Kielland**, Schiffer Worse. — 21. **Colombi**, Ein Ideal. — 22. **Conway**, Dunkle Tage. — 23. **Boyesen-Spielhagen**, Novellen. — 24. **Vincent**, Die Heimkehr der Prinzessin. — 25. 26. **Delpit**, Ein Mutterherz.

## Zweiter Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, Der Steinbruch. — 3. **Lindau**, Helene Jung. — 4. **Bret Harte**, Maruja. — 5. Die Sozialisten. — 6. **Halévy**, Criquette. — 7. **Wilbrandt**, Der Wille zum Leben. Untrennbar. — 8. **Valera**, Die Illusionen des Dr. Faustino. — 9. 10. **Larsson**, Zu fein gesponnen. — 11. **Kielland**, Gift. — 12. **Kielland**, Fortuna. — 13. 14. **Ohnet**, Lise Fleuron. — 15. **Farina**, Aus des Meeres Schaum. — 16. **Frey**, Auf der Woge des Glücks. — 17. 18. **Croker**, Die hübsche Miß Neville. — 19. **Feuillet**, Die Verstorbene. — 20. **Hopfen**, Mein erstes Abenteuer u. a. G. — 21. 22. **Alexander**, Ihr ärgster Feind. — 23. **v. Glümer**, Ein Fürstensohn. Zerline. — 24. **Bret Harte**, Von der Grenze. — 25. 26. **Conway**, Eine Familiengeschichte.

## Dritter Jahrgang.

Band 1. 2. **Remin**, Die Verlaillerin. — 3. **Braddon**, In Acht und Bann. — 4. **Schjörring**, Die Tochter des Meeres. — 5. 6. **Malot**, Lieutenant Bonnet. — 7. **About**, Pariser Ehen. — 8. **Marryat**, Hanna Warners Herz. — 9. 10. **Boyesen**, Eine Tochter der Philister. — 11. **Greville**, Savelis Büßung. — 12. 13. **Ohnet**, Die Damen von Croix-Mort. — 14. **Pasqué**, Die Glocken von Plurs. — 15. 16. **Daudet**, Fromont jun. und Risler sen. — 17. **Hopfen**, Der Genius und sein Erbe. — 18. **Reade**, Ein einfach Herz. — 19. 20. **Malot**, Baccara. — 21. **Norris**, Mein Freund Jim. — 22. **Sienkiewicz**, Hanna. — 23. **de Tinseau**, Das beste Teil. — 24. 25. **Conway**, Lebend oder tot. — 26. **de Bonnières**, Die Familie Monach.

## Vierter Jahrgang.

Band 1. 2. **Haggard**, Eine neue Judith. — 3. **Ohnet**, Schwarz und Roßig. — 4. **Feuillet**, Das Tagebuch einer Frau. — 5. 6. **Remin**, Jahre des Gärens. — 7. **Lafontaine**, Gute Kameraden. — 8. **Lie**, Die Töchter des Commandeurs. — 9. 10. **Malot**, Zita. — 11. **Greville**, Die Erbschaft Xenias. — 12. **Voß**, Kinder des Südens. — 13. 14. **Fogazzaro**, Daniele Cortis. — 15. **Larsson**, Die Herz-Nenne. — 16. 17. **Ohnet**, Sie will. — 18. **v. Wolzogen**, Die Kinder der Excellenz. — 19. **Carina**, Um den Glanz des Ruhmes. — 20—22. **Daudet**, Der Nabob. — 23. **Burnett**, Der kleine Lord. — 24. **Theuriet**, Der Prozeß Froideville. — 25. 26. **Braddon**, Stella.

## Fünfter Jahrgang.

Band 1. 2. **Hopfen**, Robert Leichtfuß. — 3. **Daudet**, Der Unsterbliche. — 4. **Ouida**, Lady Dorotheas Gäste. — 5. 6. **Memini**, Marchesa d'Arcello. — 7. Was der heilige Joseph vermag. — 8. **v. Glümer**, Alessa. Keine Illusionen. — 9. 10. **Philips**, Wie in einem Spiegel. — 11. **Kielland**, Schnee. — 12. **Claretie**, Jean Mornas. — 13. 14. **Wood**, Auf der Fährte. — 15. **v. Roberts**, Satisfaktion. — 16. **Gravière**, Die Scheinheilige. — 17. 18. **Ohnet**, Doktor Rameau. — 19. **Peschkau**, Frau Regine. — 20. **de Maupassant**, Zwei Brüder. — 21. 22. **Carina**, Mein Sohn. — 23. **Greville**, Dosias Tochter. — 24. **Lie**, Der Lotse und sein Weib. — 25. 26. **Daudet**, Numa Roumestan.

## Sechster Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Die tolle Komteß. — 3. **de Tinseau**, Eine Sirene. — 4. **Philips**, Jack und seine drei Flammen. — 5. 6. **Gunter**, Mr. Barnes von New York. — 7. **Theuriet**, Gertruds Geheimnis. — 8. **Conway**, Wunderbare Gaben. — 9. 10. **Ohnet**, Letzte Liebe. — 11. **Voß**, Die Sabinerin. — 12. **Memini**, Mia. — 13. 14. **Croker**, Diana Barrington. — 15. **v. Heigel**, Der reine Thor. — 16. **Pontoppidan**, Ein Kirchenraub. Junge Liebe. — 17. 18. **Daudet**, Die Könige im Exil. — 19. **Philips**, Die verhängnisvolle Phryne. — 20. 21. **Ohnet**, Sergius Panin. — 22. **Serao**, Achtung Schildwache. — 23. **Rabusson**, Salonidylle. — 24. 25. **Gunter**, Mr. Potter aus Texas. — 26. **Murray**, Ein gefährliches Werkzeug.

## Siebenter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Roberts**, Preisgekrönt. — 3. **Ohnet**, Die Seele Pierres. — 4. **Theuriet**, Zum Kinderparadies. — 5. 6. **Aidé**, Imogen. — 7. **Daudet**, Port Tarascon. — 8. **Hope**, Ein Mann von Bedeutung. — 9. 10. **Galitzin**, Ohne Liebe. — 11. **Norris**, Die Erbin. — 12. 13. **v. Wolzogen**, Die kühle Blonde. — 14. **de la Brète**, Mein Pfarrer und mein Onkel. — 15. **Voß**, Der Mönch von Berchtesgaden. — 16. 17. **Haggard**, Oberst Quaritch. — 18. **Peschkau**, Noras Roman. — 19. **de Renzis**, Auf Vorposten u. a. Gesch. — 20. 21. **de Tinseau**, Versiegelte Lippen. — 22. **Jeffery**, Aus den Papieren eines Wanderers. — 23. **Theuriet**, Mein Onkel Scipio. — 24. 25. **Delpit**, Wie's im Leben geht. — 26. **de Renzis**, Verhängnis.

## Achter Jahrgang.

Band 1. 2. **Croker**, Irgend ein Anderer. — 3. **Gordon**, Fräulein Reseda. Ein Mann der Erfolge. — 4. **Feuillet**, Künstlerehre. — 5. 6. **Böhlau**, In frischem Wasser. — 7. **Norris**, Die geprellten Verschwörer. — 8. **Gordon**, Daphne. — 9. 10. **Remin**, Ein Genie der That. — 11. **Poradowska**, Mischa. — 12. 13. **v. Wolzogen**, Der Thronfolger. — 14. **Colombi**, Im Reisfeld. Ohne Liebe. — 15. **Mairet**, Eine Künstlerin. — 16. 17. **Gunter**, Miß Niemand. — 18. **Heyse**, Marienkind. — 19. **Pillinger**, Schwarzwaldgeschichten. — 20—22. **Daudet**, Jack. — 23. Der schwarze Koffer. — 24. **Mairet**, Der Affenmaler. — 25. 26. **Masterman**, Schwer geprüft.

## Neunter Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, Im Schuldbuch des Hasses. — 3. **Savage**, Meine offizielle Frau. — 4. **Zehren**, Sein Genius. — 5. 6. **Croker**, Ein Zugvogel. — 7. **Filon**, Violette Merian. — 8. **Lay**, Fräulein Kapitän. — 9. 10. **Gordon**, Ein puritanischer Heide. — 11. **Coppée**, Das Stück Brot u. a. Gesch. — 12. **Bret Harte**, In der Prairie verlassen. — 13. 14. **de Berkeley**, Zwischen Lipp' und Kelchesrand. — 15. **Conway**, Mein erster Klient u. a. Gesch. — 16. **de Tinseau**, Auf steinigen Pfaden. — 17—19. **Malot**, Heimatlos. — 20. **v. Heigel**, Baronin Müller. — 21. **Mairet**, In guter Hut. — 22. **Eckstein**, Das Kind. — 23. 24. **Warden**, Das Haus am Moor. — 25. **Serao**, Giovannino oder den Tod! Dreißig Prozent. — 26. **Coudouze**, Des Seemanns Tagebuch.

## Zehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Cherbuliez**, Das Geheimnis des Hauslehrers. — 3. **v. Wildenbruch**, Das wandernde Licht. — 4. **St. Aubyn**, Einer alten Jungfer Liebestraum. — 5. **Schubin**, Schatten. — 6. 7. **Croker**, Unerwartet. — 8. **Franzos**, Ein Opfer. — 9. 10. **Nielsen**, Die Möwe. — 11. **Simmy**, Geopfert. — 12. **Dick-May**, Unheimliche Geschichten. — 13. 14. **v. Bülow**, Margarete und Ludwig. — 15. **Mrs. Oliphant**, Die Herzogstochter. — 16. **Daudet**, Briefe aus meiner Mühle. — 17. 18. **Sims**, Erinnerungen einer Schwiegermutter. — 19. **v. Roberts**, Lou. — 20. **Lie**, Hof Gilje. — 21. 22. **de Marchi**, Don Cirillos Hut. — 23. **Schultz**, Jean von Kerdren. — 24. **Villinger**, Unter Bauern. — 25. 26. **Savage**, Prinz Schamyls Brautwerbung.

## Elfter Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, Das Recht des Kindes. — 3. **v. Gersdorff**, Ein schlechter Mensch. — 4. **Peard**, Mademoiselle. — 5. 6. **Bourget**, Kosmopolis. — 7. **Stockton**, Eine schnurrige Geschichte. — 8. **Coppée**, Die wahren Reichen. — 9. 10. **Bock**, Simson und Delila. — 11. **Jókai**, Die gelbe Rose. — 12. **Gréville**, Verloren. — 13. 14. **Croker**, Zwei Herren. — 15. **de Amicis**, Eine Schultragödie. — 16. **Harraden**, Schiffe, die nachts sich begegnen. — 17. 18. **Spielhagen**, Susi. — 19. **Tim.** — 20. **Munch**, Frauen. — 21. 22. **de Berkeley**, Die alte Geschichte. — 23. **v. Heigel**, Der Sänger. — 24. **Sims**, Möblierte Wohnungen. — 25. 26. **Clifford**, Tante Anna.

## Zwölfter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Die Erbschleicherinnen. — 3. **Ottolengui**, Der Kameenknopf. — 4. **Claretie**, Die Cigarette und andere Geschichten. — 5. 6. **Benson**, Dodo. — 7. **Zehren**, Die Brüder. — 8. **Howells**, Pflichtgefühl. — 9. 10. **v. Roberts**, Revanche! — 11. **Serrao**, Pinsel und Meißel. — 12. **v. Gersdorff**, Schwere Frage. — 13. 14. **Rameau**, Das Magdalenenhaar. — 15. **Moore**, Der Verkauf einer Seele. — 16. **Savage**, Wandelbilder. — 17. 18. **Spielhagen**, Selbstgerecht. — 19. **Jerome**, Roman-Studien. — 20. **Busse**, Jugendstürme. — 21. 22. **Croker**, Eine Familienähnlichkeit. — 23. **van Dorst**, Verbotene Frucht. — 24. **Moeller**, Gold und Ehre. — 25. 26. **Jota**, Eine gelbe Aster.

## Dreizehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Voß**, Villa Falconieri. — 3. **Ohnet**, Die Tochter des Abgeordneten. — 4. **Hopfen**, Die Siegerin. — 5. 6. **Croker**, Eine dritte Person. — 7. **Gyp**, Fledermischs Heirat. — 8. **Bigot**, Eine internationale Ehe. — 9. 10. **Gerbrandt**, Sich selber treu. — 11. **Loti**, Isländfischer. — 12. **Böhlau**, Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten. — 13. 14. **Rod**, Die weißen Felsen. — 15. **v. Heigel**, Der Herr Stationschef. — 16. **de Berkeley**, Ein Reiseabenteuer. — 17. 18. **Savage**, Die Hexe von Harlem. — 19. **Verga**, Königstigerin. — 20. **Boyesen**, Selbstbestimmung. — 21. 22. **Wengs**, Frost im Frühling. — 23. **Niemann**, Smaragda. — 24. **Croker**, Lady Hildegard. — 25. 26. **Luska**, Zu jung gefreit.

## Vierzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Der Kraft-Mayr. — 3. **Böhlau**, Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten. — 4. **Mathers**, Das Wäschen vom Lande. — 5. 6. **Ohnet**, Der Pfarrer von Favières. — 7. 8. **Schubin**, Die Heimkehr. — 9. **de Tinseau**, Vergessene Pflicht. — 10. **Hyne**, Gauner-Ehre. — 11. **de Amicis**, Liebe und Gymnastik. — 12. 13. **Croker**, Ein Millionär. — 14. **Brada**, Im Joche der Liebe. — 15. **Böhlau**, Verspielte Leute. — 16. **Robinson**, Die goldene Hand. — 17. 18. **v. Roberts**, Die schöne Helena. — 19. **Murray**, Der Bischof in Not. — 20. **Gréville**, Das Geständnis. — 21. 22. **White**, Korruption. — 23. **Vincent**, Künstlerblut. — 24. **Merrick**, Eine persönliche Ansicht. — 25. 26. **Orloffsky-Golowin**, Die Nihilistin.

* Engelhorns *
Allgemeine Roman-Bibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
23. Jahrgang. • Band 13.

# Die holde Törin.

Roman von

Ida Boy-Ed.

Erster Band.

Stuttgart 1907.
Verlag von J. Engelhorn.

Alle Rechte, namentlich das Überſetzungsrecht, vorbehalten.

Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart.

PT
2603
C42
H6
1

Herrn Dr. Julius Scharlach

in Verehrung gewidmet.

89006325708

b89006325708a

## Erſtes Kapitel.

Axel Wernefeld hatte vierzehn Tage in Berlin zugebracht, ſich aber natürlich in dieſer Zeit nicht mit den Entfernungen nach allen Richtungen hin vertraut machen können. Weil es ihm nun das eine und andere Mal geſchehen war, daß er zu einer Zuſammenkunft zu ſpät gekommen, anſtatt, wie er gewünſcht hätte, auf die Minute, beeilte er ſich ſehr, den Bahnhof zu erreichen, um nur ja nicht den zur Abreiſe beſtimmten Zug zu verſäumen. So kam er viel zu früh.

Nun hatte er eine nicht geſuchte und im Grunde kaum erwünſchte Gelegenheit, einſam inmitten einer eiligen Menge noch einmal über die Ergebniſſe ſeines Aufenthalts nachzudenken. Eine günſtigere Umwelt, ſolchen Gedanken nachzuhängen, konnte es für ihn nicht geben. Denn alles ringsum ſchien beinahe mit Roheit zu ſagen: Jeder für ſich! Keiner für den anderen!

Von den Bahnſteigen her, durch die engen Päſſe der Kartenkontrolle drängte ſich ab und an eine kleine Menſchenherde, die ein angekommener Zug entlaſſen, auf den großen Querdamm. Rückſichtslos nahm jedermann ſeinen Weg; wer darin ſtand, ward geſtoßen, wenn er nicht auswich. Es ſah gerade aus, als ob alle dieſe Menſchen wie von einer fixen Idee beſeſſen ſeien, als habe der Dämon der Eile ſie erfaßt und täuſche ihnen vor, daß das glückliche Ende der Reiſe, nach ihrer Dauer von Stunden oder gar Tagen, nun von ein paar Sekunden Zeitgewinn abhänge.

Das harte Licht der elektrischen Lampen füllte die weite Halle mit Tageshelle; wie Riesenopale, von dünnen Netzen umsponnen, hingen sie da oben. Und das Glasdach mit dem Eisengerippe erweckte die Vorstellung von winterlicher Kälte. Denn die Scheiben in der gewölbten Höhe, da spiegelnd und blinkend bestrahlt, dort in unsicherem Halbdämmer schwarzblank gleißend, sahen aus wie klare Eisflächen. In Wahrheit wehte aber draußen in der Nacht über dieses durchleuchtete Bahnhofungeheuer hin ein lauer Frühlingswind.

Den trockenen Dunst von Kohle und Staub schmeckte Axel auf der Zunge. Er dachte einen Augenblick daran, in die Wirtschaft zu treten und den aufdringlichen Geschmack mit einem Schnitt Bier hinunterzuspülen. Aber da er sich in eine beleidigte Stimmung hineinzufühlen begann, war es ihm gerade recht so, sich ein wenig mißhandelt zu empfinden durch diese schonungslose Umgebung.

Er fuhr fort, auf dem großen Quersteig, an den Kopfenden der numerierten Steige vorbei, auf und ab zu gehen. Ja, dachte er, wie ein Ungeheuer ist so ein Bahnhof, es schluckt mit seinem fauchenden Rachen alle Fliehenden ein und speit alle Kommenden aus . . . es will nur Futter zwischen seinen Zähnen fühlen — immerfort, immerfort . . .

In seine niedergeschlagenen Gedanken hinein fuhr ihm eine musikalische Erinnerung:

„Fremd bin ich eingezogen,
Fremd zog ich wieder aus."

Beinahe hätte er es vor sich hingesummt, und er wurde ein wenig ärgerlich gegen sich selbst, denn ihm schien, als schlage er sich kämpfend mit weichmütigen Anwandlungen herum. Und einen so unnötigen Verbrauch

von Tapferkeit konnte er ſich wirklich nicht gönnen. Sehr möglich, daß er ſie noch einmal in greifbaren Schwierigkeiten brauchen würde.

In was für einer Stimmung war er denn eigentlich vor vierzehn Tagen angekommen? Er ſuchte ſie ſich genau zurückzurufen. Gar nichts hatte er erwartet. Ganz gleichmütig war er geweſen. Hatte ſich nur mal Berlin anſehen und bei der Gelegenheit ein bißchen umhören wollen.

Nun fragte ihn doch eine ganz leiſe Stimme ſo gewiſſermaßen mit vorgehaltener Hand und flüſternd, wie um vor ihm ſelbſt es nicht recht laut werden zu laſſen: gar nichts? Ganz gleichmütig?

Er hatte es ſich damals extra beſtätigt. Mit Wohlgefallen an ſeiner Vernunft, die doch nicht an ſo unmögliche Dinge wie das große Los oder annähernd ſchöne Gewinne denke.

Aber wie alle Menſchen hatte er doch ans Gewinnen gedacht. Er mußte es ſich nun wohl einräumen. Mit dem „ich hoffe nichts" — „ich will nichts" hatte er auch nur Enttäuſchungen vorbeugen wollen. Und Vorbeugen iſt doch ganz einzig das Geſchäft des Hoffenden oder Fürchtenden. Im Wortſchatz der Gleichmütigen ſtehen die drei Silben gar nicht.

Axel ſeufzte. Alſo ja: er hatte ſich heimlich gedacht gehabt: „Wer weiß, ob ſich nicht was für mich findet!" Wenn man ſolche Empfehlungen in der Taſche hat! Doktor Mahlmann, in deſſen Sanatorium er ein Jahr lang als Aſſiſtenzarzt gewirkt hatte, ſchickte ihn mit Brief und Gruß an den Geheimrat Profeſſor Doktor Mahlmann, den berühmten Kliniker. Dieſer große Mann nahm den vormaligen Aſſiſtenten ſeines Bruders ſehr gütig auf. Er erfuhr geſellſchaftlich überraſchend viel

Aufmerksamkeiten, wurde zu Tisch und zu mehreren großen Abendgesellschaften geladen und konnte eigentlich immer nur das Wort „Dank" auf den Lippen haben. Aber er bekam doch bald ein merkwürdiges Gefühl. Er war gewiß kein eitler Kerl, aber unverkennbar: all diese Güte galt seiner Persönlichkeit, die, Gott weiß warum, dem großen Arzt gefiel. Aber gegen den Assistenten des Sanatoriums Mahlmann hatte er ein unüberwindliches Vorurteil, und Axel sah im Mundwinkel des Geheimrats ein ganz leises, aber verteufelt vielsagendes Lächeln, wenn er von der ärztlichen Tätigkeit des Bruders sprach. Und Axel gestattete es sich nur nicht mitzulächeln. Und er hätte es schnöde gefunden, offen zu gestehen: ich würde noch gern bei den mageren Bedingungen: „Freie Station und sechshundert Mark" im Sanatorium Mahlmann geblieben sein, wenn ich nur ein weniges dort hätte lernen und weiterkommen können. Nein, so mochte er den guten, väterlichen Doktor Mahlmann nicht verleugnen, der sich für eine Leuchte der Wissenschaft hielt und als solche von seiner Frau ehrfürchtig geliebt wurde. Ihm war, als müsse die liebe, dicke Doktorin Mahlmann, die ihn einfach wie einen Sohn behandelt hatte, es hören und sich bitterlich verwundet fühlen, wenn er die ärztliche Kunst ihres Mannes kritisiere. Er vergaß, daß Mahlmanns großer Bruder wahrscheinlich genau wie er selbst den herzensfreundlichen Menschen liebte und über den Arzt die Hände rang.

Jetzt, wo es zu spät war, dachte er: ich hätte am Ende doch offen sprechen dürfen; ich hätte jedenfalls nicht so knapp und wahrscheinlich auch noch etwas verlegen antworten sollen, wenn der Geheimrat das Gespräch flüchtig auf das Sanatorium brachte.

Nicht daß er so viel gehofft hatte, beim Geheimrat

ſelbſt anzukommen. Aber wenn er ſich für ihn intereſſiert, das gute Vorurteil genommen hätte, daß ein tüchtiger Arzt in ihm ſtecke, ſo würde er ihn vielleicht empfohlen haben. Die Hände eines ſo berühmten Mannes können weit hinausgreifen und für einen Schützling viel heranholen.

Der Geheimrat aber und noch mehr deſſen Gattin und Töchter hatten ſich offenbar dafür intereſſiert, daß er muſikaliſch war, mit gut ausgebildetem Tenor und einigem Vortragstalent ſingen konnte und ſich in der Geſellſchaft zu bewegen verſtand. Vielleicht hatte die eine Geheimratstochter auch gefunden, daß er ein ſtattlicher junger Mann ſei. Wenigſtens kokettierte ſie nicht unerheblich mit ihm, was freilich nicht von fern die Einbildung in ihm erweckte, ſie könne es ernſt meinen. Daß es nur ein Spiel war, fühlte er, auch ehe die andere Geheimratstochter ihre Schweſter mit ihrer „Spezialität" aufzog und ihr vorrechnete, für wieviel Männer mit aſchblondem Haar ſie ſchon ein Faible gehabt habe, und ihr prophezeite, daß ſie gerade deshalb einmal einen Brünetten heiraten und mit ihm höchſt unglücklich werden würde. Er neckte ſich flott mit den beiden jungen Damen herum, die ſich immerfort in eine ſchlagfertige Lebhaftigkeit hineinſteigerten, bemerkbar, weil ſie es ſich ſchuldig zu ſein glaubten, für amüſant und temperamentvoll zu gelten. Er ſtellte ſich immer vor, in welche ſeeliſche Erſchöpfung ſie in unbeachteten Stunden fallen müßten, und ſtaunte die Mühe an, die ſie ſich um ihre Rollen gaben. Dies bewahrte ihn auch vor dem leiſeſten Gefühl der Verliebtheit, wozu die ſchönen Augen der jüngeren Geheimratstochter ſonſt wohl hätten verführen können.

Vierzehn Tage lang war er ſo intim im Haus ein und aus gegangen.

Axel ſagte es ſich noch einmal: er war aufgenommen wie ein Sendling, von nahen, lieben Verwandten kommend, der das Glück hat, auch um ſeiner ſelbſt willen zu gefallen.

Aber darauf war es ihm gar nicht angekommen. Er hatte gar nicht „aufgenommen" werden wollen, er hatte gehofft, mit dem Geheimrat ſich in Berufsintereſſen zu finden. Und wie fein und ſicher der da abzuwehren verſtand . . .

Axel dachte es ohne Bitterkeit. Ein ſo großer Mann der eine und der andere ein ſo namenloſer Anfänger, wie hätten die ſich finden ſollen! Der gute Doktor Mahlmann in ſeiner naiven Wichtigkeit als Sanatoriumsbeherrſcher hatte ſich das einfach gedacht: „Es genügt für meinen Bruder, daß Sie von mir kommen." Jawohl, es hatte genügt, aber in ganz anderem Sinne, als der es ſich träumen ließ.

Die Eindrücke, die er ſonſt noch in Berlin empfangen hatte, erweckten zuweilen einen förmlichen Katzenjammer über ſeine Berufswahl in ihm. Er war bei einem Korpsbruder Benno Ratholz abgeſtiegen. Doktor Ratholz war ſeit zwei Jahren in Berlin, ſeiner Vaterſtadt, anſäſſig, hatte dort einen großen Kreis von Verwandten und Freunden, ſpielte als angenehmer Geſellſchafter eine heitere, ſelbſtgefällige Rolle und war mit ſich und der Welt in jeglicher Hinſicht zufrieden. Patienten aber hatte er erſt ſo wenig, daß er von ſeinen Einnahmen gewiß nicht einmal ſeine Wäſche bezahlen konnte. Da er ein bedeutendes Vermögen beſaß, focht ihn dies gar nicht an, und mit großer Gemütlichkeit erhoffte er von der Zeit wenigſtens ſo viel Berufsarbeit, um vor der Welt nicht als bloßer Müßiggänger dazuſtehen. Nach mehr verlangte ihn auch gar nicht. Was ihn betraf, ſo wollte

er den Kollegen, die es nötig hatten, gewiß keine Praxis wegnehmen. Und er rechnete Axel vor, was dieſer ſchon von ſelbſt wußte, daß es viel zu viel Ärzte in der Welt gebe. Ratholz, der wußte, daß Axels kleines Vermögen durch die Studienjahre verbraucht war, und daß er höchſtens ſich noch ein halbes Jahr über Waſſer halten konnte, daß aber bis dahin eine auskömmliche Berufsſtellung gefunden ſein mußte, ſchlug ihm abenteuerliche Kurmethoden vor, aufſehenerregenden Unſinn, mit dem ſich viel Geld machen laſſe. Waſſer ſei beinahe ſchon altmodiſch, Kräuter wie ein Witz von vorgeſtern, ein Heilſpekulant in Lehm ſei offen am Werk. Wie wär's aber mit Baumrinde, mit friſcher, kühler Baumrinde, die man der nervöſen Menſchheit um ihren Leib voll Ärgernis binden könne, indem man ihr einrede, aus der Rinde ziehe die Kraft des Baums in den Körper. Und welches Feld für die Pſychologen. Zu erkennen, ob der Leidende in Eiche oder Buche zu wickeln ſei! Ob ein Weib in Linde oder Birke. Und dann: das Fell würde ja allen Patienten in jedem Fall bei der Methode gegerbt werden können. Wenn aber Axel ſo undankbar ſei und ſich dieſen genialen Gedanken nicht ſchenken laſſen wolle, ſchlage er, Ratholz, eine reiche Heirat vor. Dieſe in guter Laune gegebenen und ebenſo belachten Ratſchläge kamen Axel nun wieder in Erinnerung, und er fand ſie in ſeiner augenblicklichen Stimmung gar nicht drollig, ſondern höchſt erbitternd. Unglücklicherweiſe hatte Benno Ratholz ihn nicht an den Bahnhof begleiten können; irgend eine wichtige geſellſchaftliche Veranlaſſung hielt ihn ab. Vor der behaglichen Lebensfreudigkeit Bennos verkrochen ſich die Sorgen des anderen ſcheu und ſtolz.

Nun aber, in dieſer Einſamkeit inmitten des lauten Treibens, nun konnte er ſeine Sorgen ſo recht bengaliſch

beleuchten, wobei sie natürlich alle gewisse Linien verloren und höchst ungewisse, phantastische Gestalt annahmen, gleich grünen Büschen, die in solchem Licht rot wie ein Höllengarten werden.

Was er als „Zukunft" in der Tasche hatte, konnte er auf Verlangen dokumentarisch belegen. Diese „Dokumente" bestanden in einer Zeitungsannonce und in einem Brief. Die Annonce lautete: „In einer kleinen Stadt Mitteldeutschlands würde ein tüchtiger junger Arzt lohnende Praxis finden, die ein demnächst in den Ruhestand tretender, seit fünfunddreißig Jahren dort praktizierender Arzt abzugeben gewillt ist. Ausgezeichnete Landpraxis. Einnahmen 7—8000 Mark. Nähere Auskunft unter S. S. S. 3."

Und in dem Brief standen die „näheren Auskünfte". Axel mußte es als Glücksfall betrachten, daß man sie ihm unter gewiß Hunderten von Bewerbern gegeben und durch Anknüpfung von Verhandlungen sich bereit zeigte, ihn zu erwählen. Er stand hier nun auf dem Anhalter Bahnhof und wollte den Nachtzug nach Westdeutschland nehmen. Es hieß, sich dem alten Doktor Schmeer und den Behörden, mit denen im Einverständnis die Annonce erlassen worden war, vorzustellen.

Welchem Umstand er es zu verdanken hatte, daß gerade er auf die engste Wahl gesetzt worden war, wußte er nicht. Seine Zeugnisse zwar konnten glänzend genannt werden. Aber wie viele mochten ebenso glänzende eingeschickt haben. Vielleicht hatte seine Photographie gefallen. Er mußte seinem Schöpfer danken, daß er ihm eine leidliche Visage, gute Gestalt und einen kleidsamen blonden Haarschopf gegeben hatte.

„Das sind also meine ‚Utsichten'," dachte er etwas

mokant. Aber dieſer Spott kam ihm nur aus dem Dunſtkreis des geheimrätlichen Hauſes. Im Sanatorium Mahlmann, von wo er ſich ſchon auf die Annonce gemeldet, kam es ihm vor, als würde er ein gemachter Mann, wenn S. S. S. 3 ihn erwähle vor anderen Bewerbern. Er ſah ſich ſchon im Geiſt im Doktorwägelchen durch die Lande fahren, patriarchaliſche Würde ausſtrahlend, voll Liebe, Ehrerbietung und Vertrauen von jung und alt gegrüßt.

Der Aufenthalt in Berlin hatte aber den Zollſtock, mit dem er Lebenswerte maß, ein wenig verbogen. Nun ſchien ihm, als paſſe er doch nicht recht für ſolche Zukunft, während in der Tat bloß ſein Maßſtab nicht mehr für die Zukunft paßte.

Er ſeufzte. Es war gewiſſermaßen der abſchließende Punkt hinter ſeinen Rückblicken.

Dann nahm er ſeinen Handkoffer wieder mit energiſchem Griff höher und ging auf den Bahnſteig zu.

Er hatte ſich keinen Platz in dem Schlafwagen genommen. Das ſchien ihm zu viel Geld für zu kurze Raſt. Denn im Morgengrauen mußte er ſchon den Zug verlaſſen. Der jagte raſch und blind an einem ſo kleinen Ort wie Gerlachshauſen vorbei, hatte zu viel raſende Eile, um ſich bei Idyllen zu verſäumen. Weil es aber Axel unerträglich vorkam, dieſe ganze Reiſe im Perſonenzug zu machen, und auch er nicht frei war vom Schnelligkeitsaberglauben der Zeit, ſo wollte er lieber an der dazu geeigneten Station ausſteigen und von da wieder ein Stückchen zurückfahren. Er würde einen Aufenthalt von mehr als zwei Stunden haben und ſeinen Morgenkaffee nehmen, vielleicht in der Frühe herumfröſtelnd in einem Wirtſchaftslokal, umwirbelt von Staub, den ausfegende Mägde aufſchreckten. Jetzt, wo er dem Zug zuſchritt,

fiel ihm ein, daß er doch beſſer mit dem Perſonenzug gefahren ſein würde.

Die dunkle Reihe der Wagen ſtand am hellen Bahnſteig entlang. Nur eine kleine Schar von Reiſenden ſtieg da und dort in die Abteile. Es war immer noch ſehr viel Zeit.

Axel drückte ſich in die Ecke neben der Tür und dachte, was jeder deutſche Reiſende denkt: wenn ich nur allein bliebe. Die Einſamkeit hätte ihm auch für die kurze Nacht Schlaf verbürgt und die Möglichkeit, ſich lang auszuſtrecken. Jedesmal, wenn im Korridor des Wagens jemand vorbeiging und einen Blick in ſeinen Abteil warf, ſah er feindſelig aus.

Eine Geſellſchaft von drei Perſonen, die ſich vorüberdrängten, erregte ſeine flüchtige Aufmerkſamkeit. Ihm war, als ſei eine auffallende Frauenerſcheinung dabei geweſen. Aber ehe er recht hinſehen konnte, waren ſie ſchon verſchwunden. Ihnen nach ſchleppte der Kofferträger großes Handgepäck.

Aber nun kamen dieſe ſelben Menſchen zurück.

„Hier," ſagte die auffallende Dame, „hier. Es iſt nur ein Herr darin."

„O Gott," dachte Axel, „Damen! Und dies iſt doch für Raucher."

„Ja, ja — alſo nur da hinein — und auf einen Vorwärtsplatz," befahl der Herr, der zu den beiden Damen gehörte.

Der Gepäckträger verſtaute die Ledertaſche und legte das große, dunkelſchottiſche Portemanteau auf den bezeichneten Sitz. Als er hinausgegangen war, betraten die drei Perſonen das Abteil, aber ſchon nach wenigen Worten verſtand Axel aus ihren Geſprächen, daß nur der Herr reiſen wolle. Dies ſtimmte ihn etwas wohl-

wollender. Auch konnte er nicht umhin, die drei Perſonen mit Intereſſe und raſch erwachtem Staunen zu beobachten.

Welch ein Ton herrſchte zwiſchen dieſen Menſchen! Kindiſch? Nein, dazu war er von zu viel Anmut getragen.

Der Mann mußte in reifen Jahren ſtehen. Er war hoch gewachſen, bartlos, bleich, grauhaarig und hatte einen geiſtreichen, aber zugleich liebenswürdigen Kopf. Vielleicht wie ein bedeutender und von jeder Poſe freier Künſtler. Sein Anzug war von beſtem Geſchmack und dem augenblicklichen Zweck entſprechend.

Die beiden Damen mußten ſeine Töchter ſein. Sie ſchienen etwa gleichaltrig, ſahen ſich aber gar nicht ähnlich. Die eine glich entſchieden ihrem Vater. Es waren verwandte Züge da, der kluge, vornehme Ausdruck, das warm leuchtende Auge.

Aber dennoch konnte ſie nicht wohl ſeine Tochter ſein, denn gerade als Axel ſich das gedacht, hörte er den Mann zu ihr ſagen: „Schwiegermütterchen".

Dies ſchien unmöglich. Seine Schwiegermutter k o n n t e ſie nicht ſein.

Und die andere, die Auffallende, nannte er „Kind" und „Kleinchen". Es ſchwirrten auch Namen. Axel glaubte „Lonny" und „Carry" und „Peter" zu verſtehen, konnte aber bei dem raſchen Durcheinander der liebevollen oder neckenden Bemerkungen nicht feſtſtellen, wie Namen und Perſonen zueinander gehören mochten.

Eine große Zärtlichkeit ſchien dieſe drei Perſonen zu verbinden. Die Damen baten mit leidenſchaftlicher Beredſamkeit den Mann, ganz gewiſſenhaft ſeiner Kur zu leben, ſich morgen früh in Frankfurt nicht zu beeilen und, nachdem er ſeinen Freund dort geſprochen habe, erſt am Nachmittag nach Nauheim zu fahren. Der

Mann verſprach alles und wandte ſich zweimal, wie Axel bemerkte, an die Dame, die ihm ähnlich ſah, mit der Bitte, „auf Kind zu paſſen“. Worauf die „Kind“ genannte Dame lächelnd ſagte, ſolche Bitten ſolle er ſparen, Schwiegermütterchen werde ſchon von ſelbſt den hütenden Drachen ſpielen.

Axel gab es auf, klug aus dem Familienverhältnis dieſer Menſchen zu werden. Er ſah nur, daß der Mann die blendende Tochter — wenn ſie denn die Tochter war — heißer lieben müſſe als die andere. Aber das war vielleicht keine Tochter, ſondern ſeine Schweſter, die bei der Schönen ſo etwas wie Ehrendame ſpielte und daher „Schwiegermütterchen“ genannt wurde.

Da die Damen ihn für Luft anzuſehen ſchienen und höchſt unbefangen die Sachen des Herrn auf dem Sitz zurechtzukramen begannen, nahm er ſich die Freiheit, die Erſcheinungen der beiden genau zu beobachten.

Die eine ſah ſo ſympathiſch aus, zuverläſſig und ernſt, trotz der Heiterkeit in Wort und Miene. Aber es ſchien, als ob in ihren Augen etwas anderes ſtand als Lachen. Einmal ſah Axel einen kurzen Blick voll Sorge, mit dem ſie den Mann anſchaute. Und der erwiderte dieſen Blick, tief, bedeutungsvoll. Doch gerade richtete die Schöne ſich wieder auf. Sie hatte ein Kiſſen etwas kokett und unnötig geſtrichen und getätſchelt, als wolle ſie es zur Ruhe ſo recht ſchön vorbereiten.

Und der Mann lächelte ſie wieder an.

„Na, nun alſo adieu! Und ſehr, ſehr artig ſein. Geſund wiederkommen, damit Kleinchen und Schwiegermütterchen keine Angſt mehr zu haben brauchen um ihren gräulichen, alten, liebſten, einzigen Tyrannen,“ ſagte die ſchöne Dame und hielt ihm ihre Wange hin, die er küßte.

Die andere Dame umarmte den Mann und küßte ihn herzlich.

„Kind!“ ſagte der Mann und erfaßte noch einmal die Schulter der Schönen. Es war eine Bitte. Axel hörte es deutlich. Wenn es aber eine Bitte um einen ausführlicheren, innigeren Abſchiedskuß war, ſo brachte eine Störung ſie um die Erfüllung.

Ein dritter Reiſender kam mit allen Zeichen des vom haſtigen Laufen Erſchöpften herein.

„Nun müſſen wir aber fort,“ rief die eine Dame.

Und nochmals hieß es eifrig: „Adieu — Adieu —“ Der Mann ſagte: „Ich telegraphiere morgen früh von Frankfurt. Guten Morgen.“

„Ach ja — dann wiſſen wir, daß du eine gute Nacht gehabt haſt.“

Sie verſchwanden im Korridor. Auch der Mann trat hinaus. Er ſtand am breiten Fenſter und wechſelte Blicke und Winke mit den auf dem Bahnſteig Stellung nehmenden Damen.

Nun erſt, da ſie im hellen, harten Licht ſtand, das Geſicht gerade dem Wagen zugewandt, nun erſt konnte Axel ganz erkennen, wie anziehend dieſe Erſcheinung war, und mit der Ungeniertheit, die man auf Reiſen wildfremden Menſchen gegenüber wohl hat, ſtand Axel auf, trat gleichfalls in den Korridor hinaus und ſah ſich die „Kind“ genannte Dame genau an.

Aus den dunklen Augen ſprühte ſtarke Lebhaftigkeit des Denkens und Empfindens. Das Geſicht ſchien nicht ganz regelmäßig, aber das Wangenprofil, die Art, wie der Kopf auf dem ſchlanken Hals ſaß, war von höchſter Feinheit der Linien. Der rote Mund war von vollkommener Schönheit. Das reiche, ſehr dunkle Haar, die Augenbrauen gaben zu den blaſſen Farben einen kräf-

tigen Kontraſt. Die ſehr modiſche reiche Kleidung hob alle Schönheiten der mehr als mittelgroßen Geſtalt offenbar mit viel Abſicht und Geſchmack hervor.

Eine Schönheit, die wußte, daß ſie ſchön ſei! Das ſah man wohl in der ſicheren Haltung, dem ſtrahlenden Ausdruck.

Sie ſchien zu der Gefährtin irgend eine Bemerkung über den hinter dem Glas ſtehenden Axel zu machen. Er fühlte plötzlich die Blicke beider auf ſich gerichtet — prüfend, beifällig, ſo, als ſeien ſie wohl mit ſeinem Geſicht einverſtanden und fänden ihn als Abteilgefährten ihres reiſenden Vaters recht annehmbar.

Und lächerlicherweiſe wurde er rot. Der glänzende Blick der Schönen ſchien ſich in ſein Auge zu verſenken.

Ihm war gar nicht anders zu Mute, als habe ihn ein Sonnenſtrahl getroffen.

Da ſetzte ſich auch ſchon der Zug in Bewegung. So gewiſſermaßen ohne Aufſehen, in aller Stille, als wolle er ſich auf unhörbaren Sohlen davonmachen.

Und der Mann am Nebenfenſter rief: „Kinder — Kinder . . .“

Es hatte faſt wie ein Aufſchrei geklungen. Und wie er die Hand ausſtreckte, die doch hinter der Glasmauer des Fenſters gebannt blieb, war es faſt wie eine Gebärde der Verzweiflung.

Axel ſah es genau: die eine, die dem Manne ähnelte, hatte naſſe Augen; die andere lächelte ſtrahlend zu dem Davonfahrenden hinauf.

Und dann war auf einmal alles entſchwunden, und aus der Bahnhofshalle kamen ſie in die Nacht hinaus.

Noch war ſie nicht dunkel und deckte noch nicht alle Kreatur und alle Gebäude mit ſchwarzem Schweigen.

Von bunten Sternen ſchien ſie durchfleckt, und an

vorüberbrauſenden Lichtſchlangen huſchte der Zug entlang.

Der Mann ſtand noch immer am Fenſter, unbeweglich, wie einer, der ſtarr in die Nacht hinausſah.

Axel nahm ſich vor, ihn anzuſprechen, ſeine Bekanntſchaft zu machen. Mit dem Vater ſo ſchöner Töchter mußte er verſuchen anzuknüpfen. Das verſtand ſich.

Aber es war ja nicht allein die Anmut und der Erſcheinungsreiz dieſer Töchter, die ihn anzog. Der Mann ſelbſt war gewiß kein Alltagsmenſch.

Und der Ton, in dem er „Kinder — Kinder" rief, hatte Axel gepackt. Eine heiße Angſt zitterte in dieſem Ruf . . .

So ſchreit kein Vater auf, der ſich in unbeſorgter Laune für die Dauer einer Badereiſe von den Seinen verabſchiedet.

Und wie er daſtand, reglos, gleich einem, der ganz in ſich und ſeinen Schmerz verſenkt iſt oder ſich müht, ihn mannhaft hinunterzuwürgen, ehe er ſein Geſicht fremden Menſchen wieder zeigt, das deutete auch auf eine ungewöhnliche Gemütsſtimmung.

Axel trat wieder in den Abteil zurück. „Alſo doch ſeine Töchter, beide," dachte er, denn dieſer Ruf „Kinder — Kinder" ſchien ihm der Beweis dafür. „Vielleicht drangſaliert die eine mit etwas altkluger Weisheit zuweilen den Übermut der anderen. Daher dann die Necknamen."

Er ſetzte ſich wieder auf ſeinen Platz und wartete noch mit den Zurüſtungen auf ein improviſiertes Nachtlager, bis ſein Gegenüber, eben der intereſſante Mann, wieder zurückkehre. Auf der anderen Hälfte ſeiner Seite machte es ſich der zuletzt Eingeſtiegene ſchon bequem. Das war ein ſtämmiger Rotbart mit goldum-

faßten, funkelnden Brillengläsern und abgeschorenem Haupthaar. Wenn er den Kopf nur gerade hielt oder gar ein wenig zurückbog, warfen sich in seinem Genick dicke Fettfalten wie im Nacken eines beleibten Mopses. Der Mann zog nun eine ungewöhnlich karierte Mütze aus seiner Rocktasche und zog sich diese Mütze bis zu den Ohren hinunter über den Schädel, so daß der Kopf eigentlich nur aus einer harten Bartwelle und einem rotgrünen Halbrund zu bestehen schien. Dann nahm er seine kurzen, dicken Beine auf den Sitz, wühlte ein bißchen herum, bis er auf dem türkischen Gummikissen die rechte Stelle für seinen Kopf gefunden, und lag dann, in eine buntgeflammte Reisedecke gewickelt, mäuschenstill, nicht unähnlich einem riesigen, zu voll gestopften Pompadour.

Axel sah es kaum und hatte jedenfalls kein Auge für die Komik des Anblicks. Denn er beobachtete den anderen da draußen, der ihm den Rücken zuwandte und immer noch in die Nacht hinausstarrte.

Schien es nicht, als gehe eine zuckende Bewegung durch seine Gestalt? Ganz gewiß. Axel irrte sich nicht.

Und nun wandte er sich und kehrte in den Abteil zurück.

Das volle Licht der Glühbirne im Korridor übergrellte sein Gesicht. Axel erschrak.

Welche Veränderung war darin vorgegangen? Als Arzt sah er es plötzlich genau: es war das Antlitz eines schwer leidenden Menschen.

Vorhin hatten Aufregung oder eiserner Wille dem Ausdruck Leben und Kraft gegeben. Oder war dieser elende Zug die Nachwirkung der Abschiedsschmerzen? Sicherlich. Aber so hart und scharf konnte er nur bei einem Kranken hervortreten.

Der Mann ſank förmlich auf ſeinen Sitz nieder.

Axel ſah: die Schlagadern an ſeinem Hals pulſten in beängſtigender Weiſe; die Hände zitterten. Der Mund öffnete ſich weit in Atemnot. Qual verzerrte ſeine Züge.

„Fühlen Sie ſich nicht wohl? Darf ich Ihnen behilflich ſein?“

„Danke . . .“

„Ich bin Arzt,“ ſagte Axel.

„O . . .“

Der Blick, der Axel traf, drückte ſo etwas aus wie angenehme Überraſchung — Beruhigung — Dankbarkeit. —

„Meine Tropfen,“ ſagte der Mann und taſtete nach ſeiner Bruſttaſche. Die Hand ſank ihm aber kraftlos herab.

Axel tat, was er mußte. Mit raſchen, ſicheren und zarten Händen griff er in die Bruſttaſche. Nichts war darin wie zwei kleine metallene Gegenſtände. Sie erwieſen ſich als ſilberne Hülſen für ein Medizinfläſchchen und ein Gläschen. Im Licht der Glühbirne, die ſich über ſeinem Sitz aus der Wand ſtreckte, ließ Axel aus dem Schnabel des Fläſchchens die nötige Anzahl Tropfen in das kleine Glas fallen und führte es dann dem Leidenden an die Lippen.

„Danke,“ ſagte er mühſam, „danke . . .“

Schweigend verwahrte Axel wieder die kleinen Dinge in die ſilbernen Kapſeln. Ein Blick auf die Etikette des Fläſchchens, darauf neben der Apothekerfirma und dem Namen des Patienten auch das Rezept ſtand, hatte ihn belehrt, daß ſein Reiſegefährte ein herzkranker Mann ſei.

Er legte leiſe die ſilbernen Sächelchen neben dem Mann auf den Sitz und nahm ſeinen eigenen Platz wieder ein. Da ſaß er wachſam, keinen Blick von ſeinem Gegenüber laſſend.

Nur einmal ſah er ſich nach dem anderen Reiſegefährten um. Denn die unheimliche Vorſtellung packte ihn, daß dieſer kranke Mann ſterben könne — daß er und der andere Reiſende hier noch ſchaurige und ernſte Dienſte würden leiſten müſſen . . .

Aber der bunte Sack lag ſtill, ganz ſtill. Axel fühlte genau: der Menſch ſchlief keineswegs. Denn ein robuſter Mann ſchläft nicht ſo lautlos.

Wahrſcheinlich wollte er gar nicht helfen, nicht in die Lage hineingezogen werden.

Geärgert ſtrafte Axel ihn wenigſtens mit einem geringſchätzigen Blick und richtete ſeine ganze Aufmerkſamkeit wieder auf den Kranken.

Langſam ſchien der Leidende ſich zu erholen. Die ſtarke Tätigkeit des Herzens ebbte ab, die Schlagadern am Hals pulſten leiſer, die geſpannte Haltung der Hände löſte ſich, der Mund ſchloß ſanft die Lippen aufeinander, das Geſicht gewann einen Ausdruck, als beruhige es ſich nach ausgeſtandener Not.

Nun ſah er Axel an mit einem dankbaren, warmleuchtenden Blick. Er verſuchte auch zu lächeln.

„Darf ich vielleicht helfen — wollen Sie nicht liegen?“ fragte Axel.

„Sie ſind ſehr gütig, ja. Aber danke —“ er wehrte mit ſchon kräftigen Bewegungen Axels Bemühungen ab, ihm aus den vorhandenen Kiſſen und Decken ein bequemes Lager zu ſchaffen.

„Dieſe dummen Anfälle. Nach jeder Erregung. Aber zum Glück gehen ſie immer ſehr raſch vorüber. Ich hoffe, Nauheim wird mich ganz davon befreien.“

„Zweifelsohne,“ ſagte Axel, ohne das geringſte Urteil darüber zu haben.

„Nicht wahr,“ meinte der Mann faſt eifrig, „gerade

bei meinem Leiden soll es Wunder tun . . . der große Herznerv ist etwas angegriffen . . . ein lästiges, aber gottlob ungefährliches Leiden . . ."

Axel lächelte. „Freilich, damit kann man steinalt werden."

„Aber nun will ich Sie nicht länger vom Schlaf abhalten," sagte der Leidende, „verzeihen Sie Störung und Schreck. Ich habe sie Ihnen unfreiwillig genug bereitet. Nur gestatten Sie noch: Peter Forsting . . ." und dabei verneigte er sich ein wenig.

„Doktor Wernefeld," erwiderte Axel.

„In Berlin ansässig?"

„Doch nicht. Ich war nur vierzehn Tage dort, um mir mit ein bißchen Weltstadtlärm die Ohren zu füllen, ehe ich dem Stilleben einer Kleinstadt verfalle."

„O, da sind Sie zu beneiden," sagte Herr Forsting, vielleicht höflich, vielleicht überzeugt, Axel konnte es nicht heraushören, „ich denke es mir köstlich. Wie viel vertiefter kann man seinem Familienglück und seinen Interessen leben."

„Ja, hat man denn in der Kleinstadt auch immer die Möglichkeit, die zu befriedigen?" fragte Axel bitter, da er ja noch den verbogenen Zollstock handhabte; „wenn ich nun gerade Interesse an Kunst habe?"

„Freilich . . ."

Sie sprachen noch eine Handvoll abgebrauchter Sätze zu dem Thema, für das sie auch beide im Moment gar kein Interesse hatten. Aber der eine glaubte höflich, nicht so kurzer Hand die Plauderei mit dem freundlichen Helfer abbrechen zu dürfen. Der andere dachte, er müsse tun, als denke er gar nicht mehr an den Zwischenfall, und als glaube er nicht an ernste Leiden oder besondere Schonungsbedürftigkeit des Mannes.

Forſting erzählte dann, weshalb er nicht gern im Schlafwagen fahre. Entweder er habe den Abteil allein, und dann ſei es ihm beängſtigend. Oder ein Reiſegenoſſe nehme das zweite Bett ein, und dann müſſe er ſelbſt immer liegen, habe keinen Platz zu ſitzen, wenn ihn ein wenig Atemnot anwandle, auch werde die Luft in den Schlafabteilen raſch zu beengt.

Von ſeinen Damen ſagte Herr Forſting nichts. Es war auch gar keine Veranlaſſung dazu. Eine Frage, die Axel freilich auf der Zunge brannte, wäre plump geweſen. Er tröſtete ſich damit, daß die Nacht ja lang ſei, daß noch Gelegenheit zu perſönlichem Geſpräch kommen könne, und endlich fanden ſie beide den erſehnten Augenblick, dies Geſpräch zu verabſchieden, das ſie nur als leeres Wortgeräuſch empfanden.

Herr Forſting ſtreckte ſich aus, und Axel ließ es ſich nicht nehmen, ihn noch zuzudecken, wofür er einen warmen, lächelnden Blick erhielt.

Dann verkroch ſich auch Axel auf ſeinem Sitz, ſich die Reiſedecke bis über die Ohren ziehend. Aber er lag doch ſo, daß er ſein Gegenüber jederzeit voll ins Auge faſſen konnte.

Das Licht hatte er ausgedreht. Vom Korridor her fiel genug heller Schein durch die Glasſcheiben vor Tür und Fenſter.

Die drei Männer lagen ganz ſtill. Der bunte Sack ſchien jetzt aber wirklich zu ſchlafen, denn Axel hörte die regelmäßigen, etwas ſchnaufenden Atemzüge. Forſting ſchlief gewiß nicht, aber er hielt die Augen doch geſchloſſen.

Axel konnte mit ſeinen Gedanken nicht zur Ruhe kommen. Er dachte über den Mann, ſein Leiden und ſeine Töchter nach. Wer und was mochten ſie ſein?

Peter Forſting. Das ſagte ja gar nichts. Aber der

Mann hatte seinen Namen in einer Weise genannt, wie man etwas weithin Bekanntes ausspricht. Aber so viel Axel sich auch den Kopf zerbrach: ihm fiel keine Berühmtheit dieses Namens auf keinem Gebiete ein. Vielleicht eine Berliner Berühmtheit. Er hatte bei Geheimrat Mahlmanns so viele gesehen, von denen man draußen im Reich nicht einmal den Namen beachtete. Jede Stadt hat ja ihre großen Leute. Bloß daß die von Berlin sich noch mehr vorkamen, weil sie glaubten, sie hätten eben immer zwei Millionen Menschen hinter sich, was ein vollkommener Irrtum war, denn Axel hatte mit Erstaunen bemerkt, daß bei Geheimrats Persönlichkeiten als Modegrößen gefeiert wurden, an deren Dasein man sich bei den Ratholz' und ihrem Anhang nur nach einigem Besinnen flüchtig etwas erinnerte. Und umgekehrt zeigten die Ratholz' eitle Befriedigung, daß dieser oder jener Tageshelb ihre Gesellschaft beehrte, von dem man bei Mahlmanns nicht einmal ahnte, daß er ein Held sei. Doktor Ratholz hatte ihm es auch bestätigt, daß Berlin aus zahllosen kleinen Welten bestehe. In einer dieser konnte ja auch Peter Forsting ein großer Mann sein. Aber das machte Axel für den Augenblick nicht klüger, und er konnte sich nichts bei dem kahlen „Peter Forsting" denken.

Über das Leiden dieses Mannes hingegen konnte er vielerlei Gedanken haben. Die Auskunft, die Forsting selbst gegeben, war natürlich ganz unauthentisch, widersprach auch dem Mittel, das er brauchte. Der Arzt, der ihn behandelte und nach Nauheim geschickt hatte, würde ihm sicherlich nicht eine vernichtende Wahrheit gesagt haben.

Oder sollte der Mann doch fürchten, daß der Tod hinter ihm her war? Klang vielleicht die Angst vor ewigem Abschied aus seinem Schrei? Hatte ihn darum

die Trennung von den Töchtern so erschüttert, daß sie ihn fast umwarf.

Ach, dachte Axel mitleidig, vielleicht ist es bei ihm wie bei den meisten Schwerkranken: als Aufwallung kommt die Ahnung der Wahrheit. Aber die Lebensbegier verweigert ihr den Zutritt ins Gemüt.

Und vielleicht sträubte sich auch dieser Mann, an ein gefährliches Leiden zu glauben, weil er leben wollte — oder leben mußte! Denn ungewöhnliche Liebe, die eine unruhige, heiße Färbung hatte, verband ihn offenbar mit den Seinen.

Axel überdachte, was er vor einer Stunde beobachtet. So wirbelschnell waren die paar Minuten vorübergerauscht. Und sie waren so erfüllt gewesen von einem Durcheinander von Lachen, Bitten, Befehlen, Versprechungen.

Man hatte den Mann und die Damen für Menschen halten müssen, die aus einer ungewöhnlich sicheren und angesehenen Stellung oder aus einem starken Persönlichkeitsgefühl heraus sich überall benahmen, als gehöre ihnen die Welt allein. Oder gar, als gefielen sie sich darin, ihr Temperament auch vor Zeugen ein funkelndes Spiel aufführen zu lassen. Jedenfalls war ihre Art, sich zu geben, recht auffallend gewesen.

Nun nahm alles eine andere Tonart an. Hatten sie nicht so in Zärtlichkeit gelärmt, um die Angst zu übertönen, die in ihnen war?

Aber wiederum: wenn die Töchter den Vater für einen Todeskandidaten hielten, warum ließen sie ihn dann allein reisen?

Es fiel Axel auch auf, daß die Äußerungen Forstings über sein Leiden so kurz, so flüchtig gewesen waren. Sonst konnte doch kein Kranker der Versuchung wider-

ſtehen, jedem Arzt, der ihm in den Wurf kam, lang und breit ſeinen „Fall“ zu erzählen und in den Bericht verſteckte Bitten um Rat einzuflechten. Hielt ſich demnach der Mann wirklich nicht für krank? Oder war er ein Menſch von ſo vollendetem Takt, daß er ſich ſelbſt in Augenblicken der Angſt einem fremden Arzt gegenüber nichts vergab?

Fragen und keine Antwort. Fremde Menſchen, fremde Verhältniſſe. Vielleicht ganz einfach, wenn man hineinſah. Torheit, darüber nachzugrübeln.

Und Axel verſuchte zu ſchlafen. Er war ja doch am Ende nicht dazu beſtellt, hier als Krankenwärter über einen wildfremden Menſchen zu wachen. Übrigens konnte er ſich auf ſein Ohr verlaſſen; die leiſeſte ängſtliche Bewegung eines Kranken hörte er im Schlaf.

Aber der Schlaf kam nicht. Axel ſuchte ihn ſich auf mechaniſche Weiſe herbeizulocken. Er horchte auf den Rhythmus der rollenden Räder.

Der Zug prahlte nicht mit ſeiner Raſchheit durch ſelbſtgefälligen Lärm und wichtiges Rütteln, das den Reiſenden immerfort anſtößt, wie um ihm zu ſagen: merkſt du, wie du weiterkommſt. Nein, es war ein vornehmer Eilzug, und er betrug ſich diskret. Leiſe huſchte er durch die Nacht dahin und das gedämpfte Geräuſch ſeiner Bewegungen war dem Ohr wohltätig, denn es nahm der Reiſe das Geſpenſtiſche und bewies, daß es mit rechten und klugen Dingen zugehe, wenn die Wagenſchlange mit ihrem dampfenden Kopf ſich ſo pfeilgeſchwind in die Finſternis der Nacht hineinbohrte.

Ganz unverſehens hatte Axel die Melodie zu dem Räderrollen: „Ja, die Liebe hat bunte Flügel . . .“

Das ſummte ihm im Kopf.

„Iſt doch ſchlecht überſetzt,“ dachte er und ſang in Gedanken im Urtext weiter:

L'amour est un oiseau rebelle
Que nul ne peut apprivoiser:
Et c'est bien en vain qu'on l'appelle,
S'il lui convient de refuser . . .

Er riß die Augen auf und fuhr in die Höhe. Was war los? Gar nichts. Der Zug glitt in die erleuchtete Halle einer großen Station hinein.

Der bunte Sack rührte ſich nicht, nur an der plötzlichen Pauſe in ſeinem ſchnaufenden Atem bemerkte man, daß der Stillſtand des Zuges ihn aufgeweckt hatte.

Forſting lag mit offenen Augen. Sein Blick begegnete dem Axels. Darauf fragte dieſer: „Sie fühlen ſich beſſer?"

„Danke. Ganz gut. Wo mögen wir ſein?"

„Scheint mir Halle."

„So, erſt Halle."

Forſting ſchloß wieder die Augen.

Axel hatte gedacht gehabt „ſchon" Halle. Dem armen Mann dehnten ſich vielleicht die Minuten zu langen Zeiträumen aus. Das wußte Axel ja: für ſchlaflos Leidende war die Nacht wie ein dunkler Irrgarten, aus dem jemals wieder herauszufinden der verzweifelten Seele ſo unmöglich ſchien, daß der Morgen dann wie ein erlöſendes Wunder betrachtet wurde.

Wieder lief der Zug wie in eiligſt zu erfüllender Pflicht in die Nacht hinein, um in ihr feierliches Schweigen im Vorbeifahren allerlei murrende und ſauſende Geräuſche zu werfen und in ihre ſtarre Schwärze feurig beglänzten Rauch hineinzuwölken.

Axel fühlte bald, die rollenden Räder markierten jetzt einen anderen Rhythmus. Und wieder ſummte es ihm im Kopf dazu: das Preſto aus der Siebenten. Und die Melodie lud ſeine Gedanken zu einer Spazierfahrt durch tauſend Erinnerungen ein: er erlebte ein wundervolles Konzert noch einmal, das in ihm noch als Student in

München wieder den Wunſch aufgären ließ, Muſiker zu werden. Und er hatte dem Wunſch doch längſt, längſt den Kopf abgeſchlagen. Er beſprach noch einmal in zahlloſen ernſten Geſprächen mit ſeinem Vater die Tatſache, daß er doch wohl nur einen ganz kleinen Zuſchuß Künſtlerblut in ſeinen Adern und einen ganz kleinen Bruchteil muſikaliſcher Begabung in ſeinen Intelligenzen habe. Bloß gerade ſo viel, um Kunſt und Künſtler beſſer zu genießen und zu verſtehen als andere Menſchen. Als Baſis für einen Beruf reichte das nicht. Die mußte übermächtig breit ſein und ſo felſenfeſt, daß ſie von dem Zuſammenbruch etlicher Verſuchsbauten nicht im geringſten ins Wanken kam.

Er ſah noch einmal die Freude ſeines Vaters, als er ſich für den Arzt entſchloß.

Dann durchlitt er noch einmal den Verluſt ſeines Vaters. Gab noch einmal die Schweſter einem Mann, der ihr mehr Verſorgung als Glück verhieß. Aber ſie hatte es ſo gewollt ...

Und der Zug ſauſte weiter gegen die Mauern der Finſternis, ſie ſchonungslos durchbrechend. Hinter ihm ſchloſſen ſie ſich wieder, zuſammengefügt von den milden, heilenden Händen der Nacht ...

Axel ſchlief.

Immer ſpiegelte ſich in den ſchwarzen blanken Scheiben der Fenſter das Bild des vom Korridor her matt beleuchteten Abteils. Aber ganz allmählich ward die Spiegelkraft des Glaſes ſchwächer.

Die Erde begann andere ihrer Völker, andere ihrer Länder der Nacht zu überliefern und kehrte ihre öſtliche Wange dem Licht zu. Noch ganz von fern nur, als müſſe ſie alle Kreatur mit den leiſeſten und feinſten Übergängen an die kommenden Freuden gewöhnen.

Der Himmel wurde weiß, und es entwickelten ſich die Formen der Landſchaft. Silbergrau ſahen die Wieſen und Felder aus, blaugrau die Wälder und das Hügelgelände, das den Horizont verſchrankte.

Axel fuhr auf. Ihm war, als habe ihn jemand gerufen. Er ſah ſich ein bißchen verwirrt um. Zuerſt traf ſein Auge den bunten Sack. Der Rotbart ſchlief nicht, denn Axels Blick traf auf die funkelnden Brillengläſer, hinter denen ſich ſchnell die Lider ſchloſſen, als wolle der Mann nicht dabei ertappt werden, daß er wache.

Dann ſah er auf Forſting. Und ein Schreck fuhr durch ihn hin, daß ihm faſt die Kniee zitterten ...

Schwer atmend lag der Mann — die Schlagadern am Hals pulſten furchtbar — der Mund war geöffnet in Qual und Not.

Axel ſah die ſilbernen Kapſeln blinken — ſie waren gegen die Ritze zwiſchen Sitz und Lehne gerollt, aber doch zu groß, um ſich hineinzuverkriechen.

Er riß das Fläſchchen heraus. Aber ehe er dem Kranken die Tropfen einflößen konnte, hieß es ihn aufrichten.

„Ach, bitte ...“ rief er dem Rotbart zu. Aber der atmete jetzt auffallend tief und ſchlaftrunken ...

Axel richtete den Mann allein auf. Die ſitzende Stellung an und für ſich gab ja in dieſem Fall Erleichterung. Dann flößte er ihm die Tropfen ein, die auch mit einer Reflexbewegung geſchluckt wurden.

Axel fühlte den Puls ... Er öffnete dem Mann Rock und Weſte. Und ſah unter dem feinen weißen Stoff des Hemdes das arme Herz ſchlagen und zucken.

Er ſtirbt, dachte Axel verzweifelt.

„Sie — Sie — hören Sie doch — helfen Sie doch,“

ſchrie er faſt, obſchon er ja wußte, daß der Rotbart nicht helfen konnte.

Aber die Furchtbarkeit der Lage trieb ihm den Schrei nach einem Gefährten auf die Lippen.

Wirklich krabbelte der Menſch nun aus ſeinem bunten Kram heraus, ſaß breitbeinig auf der Polſterbank und ſagte: „Wieſo denn?“ . . .

„Dieſer Herr iſt krank.“

Der Rotbart zuckte die Achſeln, daß die Fettfalten in ſeinem Genick zu förmlichen Rollen wurden.

„Was kann ich dabei tun? Soll ich die Notleine ziehen?“

Die unſinnige Zweckloſigkeit des Vorſchlags erbitterte Axel derart, daß er jeden Verſuch mildtätiger Teilnahme von dieſem Reiſegefährten zu erzwingen aufgab.

Es ſchoß ihm durch den Kopf, daß der vielleicht ſchon ein Weilchen die Atemnot Forſtings beobachtet gehabt. — Elender Kerl, dachte er kräftig.

Forſting ſchien etwas leichter zu atmen. Axel kniete neben ihm auf dem Sitz und hielt mit dem linken Arm den Leidenden umſchloſſen, der ſein Haupt kraftlos gegen Axels Schulter lehnte. Mit ſeiner rechten Hand umſchloß Axel die Hand Forſtings, um dauernd den Puls zu kontrollieren. Sein Gang war drohend.

Axel fand ſich nun mit voller Sammlung in die Lage. Er machte ſich ein Bild davon, was zu geſchehen habe.

Bei der nächſten Station mußte der Kranke aus dem Zug geſchafft und in ein Krankenhaus oder in ein Hotel gebracht werden. Die Seinen waren ſofort zu benachrichtigen. Man würde ſicherlich unter ſeinen Sachen die Adreſſe finden. Vielleicht war er auch imſtande, ſie ſelbſt anzugeben. Denn es ſchien, als übten die Tropfen doch wieder ihre beruhigende, erlöſende Wirkung.

Jedenfalls konnte und durfte er die Reiſe nicht allein fortſetzen, ſelbſt wenn bald eine merkliche Erholung eintreten ſollte. Das Bild, das er jetzt als Kranker bot, war weſentlich anders und ernſter als bei dem Anfall zu Beginn der Reiſe.

Es ſtand für Axel feſt, daß er den Ärmſten nicht verlaſſen würde, bis er ihn den Händen eines anderen Arztes übergeben konnte. Das geſchah ja auf der nächſten Station.

Dann erſt wollte er ſeine Reiſe fortſetzen. Für die Herren in Gerlachshauſen war es wirklich einerlei, ob ihr künftiger Doktor ſich ihnen vormittags um neun, wie verabredet war, oder nachmittags vorſtellte. Eine Depeſche konnte das ordnen.

Für jetzt war nichts zu machen, als geduldig zu warten und durch den feſten und liebevollen Halt, mit dem er den Kranken ſtützte, ihm das Gefühl geben, daß ſachverſtändige Wachſamkeit ihn umgebe.

Axels Blick ging wieder über den Rotbart hin. Der ſaß nun ſperrbeinig, auf jedem Knie eine dicke flache Hand, mit den kurzen Fingern die Knieſcheibe umgreifend. Er ſah angelegentlich in den Morgen hinaus.

„Machen Sie das Fenſter auf," befahl Axel.

Der Rotbart gehorchte ſtumm.

Nun ſtrömte prickelnde Morgenluft herein, und ſie war wie Champagner für das Blut des Leidenden. Man ſpürte, wie das Atmen ihm ein wenig leichter ward.

Axel hielt unbeweglich in ſeiner Stellung aus.

„Wenn er ſich von dieſem Anfall erholte!" dachte er mit heißem Wunſch. Der Menſch wollte ſo gern einen Glauben faſſen, den der Arzt nicht gern groß werden laſſen konnte.

Draußen der Morgen war noch immer bleich und

grau. Auf ſanft hinanſteigenden Halden lag feiner Dunſt. Es ſah aus, als ſögen ihn die Wälder auf den gekuppelten Höhen langſam ein. Wieſentäler öffneten ſich, ihre ſtille Fröhlichkeit war noch vom Morgenfröſteln gebändigt. Auf kleinen, raſchen Waſſerläufen ſtand ein gedämpfter, ſtählerner Glanz.

Nun fuhr der Zug in eine hohle Gaſſe, die man ihm zwiſchen Bergwänden gebahnt. Senkrechte Geſteinsmauern waren durch Sprengung geſchaffen, ſie ſahen aus wie grob verheilte Rieſennarben über Wunden, die der Menſch der Natur geſchlagen.

Ein mächtiger Tannenwald, bergan ſteigend, zog ſich dann zur Rechten hin, an ſeiner Grenze ſtand ab und zu licht und zierlich eine Birke mit ihrem feinen, friſchgrünen, hängenden Gezweig und mit weißem Stamm, anzuſehen wie eine Soliſtin vor dem gewaltigen Männerchor der Föhren.

Dann wieder Felder und Wieſen zwiſchen Hügelkuliſſen. Aber nun Häuſer. Die erſten verſtreuten Vorläufer einer Station. Und zu den blinkenden Gleiſen draußen geſellten ſich immer mehr metallene Linien. Aus den Feldern zogen ſie in weiten Bogen heran und ſchloſſen ſich an das breite Band der Hauptader.

Axel atmete auf. Und plötzlich fiel ihm ein: der Zeit nach mußte es ja überhaupt „ſeine Station" ſein. Er wollte aber dem Rotbart, den er ſo grimmig haßte, nicht die Ehre einer Frage gönnen.

Nun mußte ihn dies Ereignis treiben, wohin es wollte . . .

Es war Axel, als rege Forſting ſich. — Er neigte ſich tiefer über ihn.

Ja, der arme Mann hatte die Augen geöffnet.

Sein Blick traf in Axels Blick.

Und den Mann durchſchauerte eine plötzliche Ergriffenheit.

So tief war das Weh, das aus dieſen Augen ſprach . .

„Mir geht es ſchlecht," flüſterte er.

„Es ging Ihnen ſchlecht — leider," ſagte Axel tröſtend, „aber nun iſt der Anfall überwunden."

Eine Pauſe — ausgefüllt durch die harten, kurzen Atemzüge des Kranken.

Und dann wieder ein paar Flüſterworte — Axel verſtand ſie nicht ganz, erriet aber doch ſo viel, daß der Mann ihm ſagen wolle, einen Anfall dieſer Art habe er noch nie gehabt, es ſei ihm ſo anders — ſo ganz anders . . . leichter und doch ſchwerer . . .

„Wir nähern uns einer Station. Ich denke, es iſt Ihnen recht, wenn wir erſt mal die Reiſe unterbrechen. Wenn Sie erlauben, bleibe ich bei Ihnen, bis ich Sie in guter Obhut weiß. Und ich meine, wir bitten beſſer jemand aus Ihrer Familie zur weiteren Reiſebegleitung herbei."

Ob der Mann ihn ganz verſtand? Ob ſein Hirn imſtande war, Worten zu folgen, die Entſchlüſſe von ihm forderten?

Oder wanderte ſeine Seele weit weg, um die Geliebten zu ſuchen? Und begriff ſie, daß ſie nie mehr, nie mehr zu ihnen zurückfinden werde? Daß ſie ſich hineinverlor in Fernen, die kein Auge durchmißt, kein Verſtand begreift?

Es ging ein fürchterlicher Schreck durch den Körper des Mannes.

Seine Hände griffen in die Luft hinaus.

Axel umfing den Zurückgleitenden.

Ein ſtarrer, wilder, entſetzlicher Blick traf ihn . . .

„Carry — Carry — ſie nicht verlaſſen — nicht verlaſſen . . ."

Das kam ſtöhnend von ſeinen Lippen . . .

Sein verzweifelter Blick brannte dieſe Worte als Vermächtnis und Botſchaft in die Seele des anderen . . .

Axel hörte . . . Aber all ſeine Gedanken wußten nur das eine: er ſtirbt . . .

Und ein hartes, letztes Ausatmen — ein erlöſendes Sinken und Verlöſchen. —

Befreit, in den ſchwarzen Schlaf der ewigen Stummheit hinübergeglitten, lag der Mann.

Ein Kämpfer, der die Schlacht verloren hatte, die Schlacht des Lebens gegen des Feldherrn Tod.

---

## Zweites Kapitel.

Das milde Silbergrau des Morgens hatte ſich längſt zu einem blauen, grüngoldenen Frühlingstag verklärt.

Axel kam es vor, als müſſe es mindeſtens ſchon Mittag ſein. So viel war ſchon getan, geſprochen, geſchrieben.

Nun ſah er nach der Uhr: doch erſt acht! Er fühlte es wieder: nichts anderes beſtimmt das Maß der Zeit als der Inhalt, den wir ihr geben.

Er ſaß am Fenſter eines Hotelzimmers, und vor ihm auf einem Tiſchchen ſtand ſein erſtes Frühſtück. Eine Anwandlung jämmerlicher Flauigkeit hatte ihn endlich daran gemahnt, daß er auch an ſich ſelbſt denken müſſe. Nun trank er Kaffee und aß dazu — raſch, viel, ganz in Gedanken verloren. Er bemerkte gar nichts von dem freundlichen Bild draußen, wo vor dem Hotel ein beſcheidener Schmuckplatz in den Zieraten des Frühlings nach viel mehr ausſah, als er eigentlich war. Roſa Blütenbüſche ſonnten ſich da, und um das Poſtament einer Normaluhr blühte ein Vergißmeinnichtbeet. Halb-

kreiſe von Gebüſchen ſtanden hinter Halbkreiſen von Bänken. Auf einer von ihnen ſaß ein Mann in ſpärlichem Weißhaar und dürftigem Rock und wärmte ſich. Er hielt die Hände auf ſeinem Stockknauf und blinzelte mit ein wenig zurückgelegtem Kopf in die Sonne, wie wohl ein ſchläfriges Tier tut. In den Schmuckplatz hinein guckten von gegenüber und von rechts und links die Häuſergeſichter der kleinen Stadt. —

So genau Axel auch alles nachprüfte, was geſchehen war: er fand nichts zu tadeln. Nicht anders, nicht zarter hatte man handeln können. Die Brutalität des Ereigniſſes konnte kein Menſch hinweglöſchen. Aber er hoffte, daß die grauſame Botſchaft den Töchtern des toten Mannes doch von der Hand der Barmherzigkeit überbracht werden würde.

Die erſten Minuten der Ankunft waren von einem unvermeidlichen, ſchonungsloſen Lärm, von einer verwirrenden Unruhe erfüllt geweſen. Die Zugbeamten, die Bahnhofsbeamten, die Polizei hatten ihre Pflicht getan. Aber es lag in der Situation, daß ſie zunächſt mit weiheloſer Eile getan werden mußte. Ein Beamter hielt Axel für den Angehörigen des Toten. Ein anderer ſchien von dem eifrigen Gedanken getrieben, daß man feſtſtellen müſſe, ob nicht gar ein Verbrechen vorliege. Der Rotbart mußte in der Geſchwindigkeit ſeine Perſonalien angeben, und ſein Geſicht ſchien förmlich dick und rötlich aufzupluſtern, ſo beleidigte ihn die Frage nach Name und Art. Der Zugführer zeigte ſich voll verzweifelter Ungeduld über die Verſäumnis von ſchon ſechseinhalb Minuten, die ſein Zug erlitte. Man hatte Forſting zunächſt in einen Seitenraum der Bahnhofswirtſchaft getragen und auf zwei zuſammengeſtellte Tiſche gelegt. Axel und ein Schutzmann blieben bei ihm, bis

der Polizeiarzt und der Polizeiinſpektor, die telephoniſch herbeigerufen worden waren, kamen.

Dieſe Minuten würde Axel, er fühlte es, ſo raſch nicht vergeſſen.

Das noch glanzloſe Morgenlicht füllte den Raum. Er war hart und häßlich. Seine Wirtshausnatur wirkte in brutalem Gegenſatz zu dem ſtillen, königlichen Toten. Ein Fahrradplakat, auf dem ein halbnackter Fahrer mit übermäßig ausgebildeten Muskeln triumphierend auf ſeinem Rad gegen den Beſchauer loszufahren ſchien, hing an der weißgrauen Wand. Ein Geruch von kalten Tabakdünſten erfüllte die Luft. Aus der einen Milchglaskuppel der Gaslampe, die ihre Arme wagerecht auseinanderſperrte, war ein Stück herausgeſchlagen.

Der ſtumme Mann lag hingeſtreckt in ſteifen, ſtarren Linien. Axel ſah ſein Profil: es hob ſich in edler Zeichnung von dem Hintergrund der Wand ab.

Der Ausdruck des Geſichts war nicht der friedvoll ſchlafende, den Axel ſchon bei ſo vielen Erlöſten geſehen. Aber es war auch nichts Verzerrtes in dieſen Zügen, kein grauſames Zeichen, das noch von dem tödlichen Schreck der letzten Minuten ſprach.

Vornehm und verſchloſſen ſah dies Angeſicht aus, wie das eines, der zu gefaßt und zu ſtolz iſt, um zu klagen.

So prägte es ſich Axel für immer ein . . .

Die Beamten der Polizei kamen, der Arzt und der Inſpektor. Axel ſtellte ſich dem Kollegen vor. Der Zweck ſeiner Reiſe brachte es mit ſich, daß er ſeine Papiere mit ſich führte. Während der Inſpektor ſie einſah, erzählte Axel dem Arzt, daß keine andere Legitimation als die der Menſchlichkeit ihn neben dieſem Toten feſthalte.

Der Polizeiarzt zeigte ſich als ein verſtändiger, gemütvoller Mann, und als er hörte, daß Axel unterwegs

nach dem benachbarten Gerlachshauſen ſei, um ſich dort vielleicht niederzulaſſen, ging er alsbald in den Ton freundſchaftlicher Kollegialität über.

Er hörte in ſeinem Spürſinn heraus, daß Axel mit einer Lebendigkeit, deren er ſich ſelbſt nicht bewußt war, von den Töchtern des Toten ſprach und dachte ſich, daß der werte Herr Kollege doch wohl am Ende nicht aus bloßer Menſchlichkeit handle, ſondern ſeine kleinen Nebenempfindungen habe.

Nach der vorſchriftsmäßigen Feſtſtellung des Todes dieſes Toten hieß es dann, daß man in den vorgefundenen Papieren des Mannes nach ſeiner Adreſſe ſuchen und das zuſtändige Polizeirevier in Berlin benachrichtigen müſſe.

„Nein," ſagte Axel, „nein — nicht ſo — laſſen Sie uns ſehen . . ."

Ihm war, als ſähe er dunkle Augen voll Entſetzen auf ſich gerichtet. Der Glanz in ihnen war erloſchen, nur Grauſen ſtaunte ihn daraus an . . .

Wenn dieſe holden, ſchönen Geſchöpfe wüßten, wie der, den ſie anzubeten ſchienen, hier lag . . . fremder Neugier, kalter Pflicht preisgegeben . . .

Sie durften es nie erfahren . . . nie.

Mit leiſen Händen durchſuchte Axel die Bruſttaſchen des Rocks und des Paletots.

Er fand die Brieftaſche.

Sie traten an das Fenſter, um ihren Inhalt durchzuſehen. Die eine Seite zeigte ein Taſche mit beſonderem Verſchluß, die andere eine offene. Darin waren Viſitenkarten, zwei Photographieen und ein paar Briefe. In der verſchloſſenen Taſche befand ſich eine reichliche Summe Papiergeld.

Axel griff nach den Photographieen. Er erkannte ſie auf der Stelle wieder.

„Sehen Sie," ſagte er.

„Donnerwetter," bemerkte der Polizeiarzt leiſe, als könne der Vater dieſe burſchikoſe Bewunderung der Töchter ſonſt hören.

Die Damen waren in Hut und in Straßenkleidern dargeſtellt. Es ſchien Axel, als ſeien es die gleichen Hüte und Kleider, in denen ſich Forſtings Töchter am Bahnhof gezeigt. Die Photographieen waren offenbar auch ganz neu, vielleicht beſonders für die Reiſe angefertigt, um dem Fernen immer die Lieben genau ſo zu zeigen, wie er ſie zuletzt geſehen.

Auf den Viſitenkarten ſtand der Name ſo einſam, ſo titellos, wie der noch Lebende ihn Axel genannt. Die Wohnung lautete: Kurfürſtendamm 280.

„Man könnte depeſchieren: ‚Familie Peter Forſtings, Berlin, Kurfürſtendamm 280'," ſagte der Polizeiarzt.

„Nein," bat Axel beinahe leidenſchaftlich. Und auf einmal wußte er, was zu geſchehen habe. Er hatte zwiſchen den Papieren ein Rezept gefunden. Und einen noch verſchloſſenen Brief. Das Rezept war das, wonach die Digitalistinktur im Fläſchchen gemacht worden war; es zeigte die Abſtempelung einer Apotheke und am Kopf den Namen, die Wohnung des Arztes. Der verſchloſſene Brief aber war an einen bekannten Arzt in Nauheim gerichtet, und hinten auf dem Umſchlag ſtand in dem üblichen Aufdruck der Name des Abſenders. Es war der gleiche Name wie der auf dem Rezept: „Dr. Strauß".

„Es iſt klar: dies iſt ſein Arzt geweſen. Laſſen Sie uns an ihn telegraphieren, damit er die Damen benachrichtigt."

Die Beamten ſchienen beizuſtimmen. Vorerſt aber hieß es, den ſtillen Mann an eine geeignete Stätte

bringen, der Wagen, der ihn überführen sollte, war schon vorgefahren.

Axel sagte, daß der Tote sogleich auf das feierlichste aufgebahrt werden solle, und daß er, solange noch niemand hier berechtigt sei, irgend etwas zu veranlassen, für alle Kosten aufkommen werde.

Während der Transport vor sich ging, schrieb Axel schon auf eigene Faust eine Depesche und gab sie am Bahnhof auf. Ganz unzutreffenderweise war ihm, als sei es doch milder, wenn er telegraphiere. Und wer konnte auch wissen, ob die Polizei nicht infolge bureaukratischer Gewissenhaftigkeit sich doch gezwungen fühlte, amtlich zu depeschieren. Er sagte in seiner Depesche: „Melde Ihnen tiefergriffen, daß Peter Forsting in meinen Armen im Zug verschieden. Wollen Sie die Damen benachrichtigen. Stelle mich Ihnen als Kollege vor, war Reisegefährte Forstings. Einstweilen bleibe ich hier, Hotel Germania, tue alles für Verklärten, was Pietät kann, und stehe den Damen zu jedem Dienst zur Verfügung. Auskünfte über mich in Berlin bei Geheimrat Mahlmann und Dr. Ratholz.

Dr. Axel Wernefeld."

Den Zusatz von den Auskünften machte er erst bei einer zweiten Niederschrift der Depesche. Denn es schoß ihm durch den Kopf, daß die Damen ja gar nichts von ihm wußten, und daß sie oder dieser Doktor Strauß auf den Einfall kommen könnten, irgend eine unsichere Persönlichkeit nütze die Lage aus, dränge sich wichtig auf, suche irgend einen Vorteil.

Dann war er umhergelaufen in der erwachenden kleinen Stadt, hatte eine Kunstgärtnerei gefunden und ein Sargmagazin. Abermals besprach er sich dann im Polizeigebäude mit dem Wachhabenden und hörte da

allerlei Worte von „notwendigen Formalitäten“ und „Identifizierung des Toten“ und erkannte, daß die Ausführung seines pietätvollen Vorhabens nicht eher möglich sei, bis er irgend eine Legitimation vorweisen könnte, die ihm dazu das Recht gab. Er begriff es ja: es konnte gar nicht anders sein, die Behörde konnte nicht auf seine merkwürdige Logik eingehen; jeder Augenblick, den der Hingeschiedene einsam und schmucklos liegt, ist eine Kränkung für die zärtlichen Töchter!

Plötzlich fiel ihm dann ein, daß er in seiner eigenen Angelegenheit nach Gerlachshausen depeschieren mußte, er käme anstatt um neun erst um zwei Uhr zu der Besprechung.

Nun endlich saß er im Hotelzimmer und besann sich. Im Maß, wie die Erregung von ihm wich, wuchs eine Art von mißfälligem Erstaunen in ihm.

Was hatte der Zufall ihm da angetan? Hatte ihn unversehens zum Mithandelnden in einem trübseligen Ereignis gemacht, das ihn in der Welt Gottes gar nichts anging. Nun sage noch einer, es gäbe keinen Zufall! Mußte dieser arme Kerl, der ausreiste, um gesund zu werden, und dem Tod entgegenfuhr, ausgerechnet in seinen Abteil steigen!

Da fiel Axel der Rothaarige ein, und das führte ihn mit einem Schlag zur Erkenntnis.

Das war ein Mensch, für den es keine Zufälle gab! Einer, der um sein Wesen eine Eskimojacke trug und darin in seiner eigenen Wärme schmorte. Was draußen um ihn vorging, drang nicht durch.

Er aber, er war noch immer der Junge, der weit sein Wams öffnete, wenn er dachte, er könne schützend jemand an sich nehmen, den dabei der scharfe Wind hart anblies. Der dumme Junge, der stehen blieb, wo

andere klug vorbeigingen! Darüber hatte ſein Vater ſchon manchmal mit einem beſonderen Blick den Kopf geſchüttelt — ſo halb ſorgenvoll, halb lächelnd. Und hatte ihm prophezeit, daß er noch mal auf der Landſtraße ſich verſäumen werde, um einem ſchmutzigen Bettelkind die Naſe zu putzen, während hinter ſeinem Rücken das Glück vorbei- und auf und davon kutſchiere.

Aber konnte man denn anders? Mußte man nicht ſtehen bleiben, wenn das Mitleid einem das Herz ſo ſchwer machte, daß man einfach außer ſtande war, es weiterzutragen, ehe es ſeine Gefühle ausgeſtrömt und ſich damit erleichtert hatte?

Wie würde ihm wohl zu Mute ſein, wenn er gleich dem Rothaarigen einfach ſeinen Weg weitergegangen wäre und den Zwiſchenfall als beendet angeſehen hätte, im Augenblick, wo der Schaffner die Tür aufriß?

Freilich ſäße er dann nicht hier, unſicher und beklommen und von dem immer beängſtigender anwachſenden Gefühl bedrängt, daß Forſtings Töchter ihn für einen Zudringlichen halten könnten.

Aber er würde ſich wahrſcheinlich wie ein Menſch mit ſchlechtem Gewiſſen vorkommen, er würde keine Ruhe finden vor den phantaſievollſten Vorſtellungen, was alles er noch für den Toten und ſeine Töchter hätte Wohltätiges tun können.

Als er mit ſeinem Frühſtück fertig war, legte er ſich aufs Bett. Mehr um bequem zu warten, als gerade zu ſchlafen. Wenn ſeine dreifach bezahlte, dringliche Depeſche an den Doktor Strauß ebenſo dringlich beantwortet ward, mußte binnen kurzem die Antwort einlaufen.

Im Halbſchlummer dämmerte Axel ein Stündchen hin, als ihn dann auch richtig die Depeſche aufrief.

Er war ſelbſt von der Spannung überraſcht, mit der er ſie öffnete.

„Ihre traurige Nachricht empfangen, der inzwiſchen auch amtliche Beſtätigung folgte. Faſſungsloſigkeit von Frau Forſting machte ſofortige Abreiſe der Damen unmöglich. Sie werden aber beſtimmt mit Nachtzug fahren. Wir bitten Sie, alles zu veranlaſſen, Toten weihevoll zu betten. Grenzenloſe Dankbarkeit für Ihre Aufopferung hoffen Ihnen die Damen ſelbſt auszuſprechen.

Dr. Strauß."

Alſo man gab ihm das Recht, das er ſich in ſeinem aufwallenden Mitleid gleich hatte nehmen wollen. Und ſie kamen — ſie kamen! Er ſollte dieſes glänzende Geſchöpf wiederſehen — dieſe Frauen kennen lernen, die er geſtern angeſtaunt wie Märchenprinzeſſinnen . . . ja, etwas von einem unbekümmerten Fürſtenkind hatte die eine, die Wunderſchöne gehabt. Und nun kam ſie, weinend, weinend . . .

Und eine Frau hatte Forſting auch noch gehabt? Sie war nicht mit am Bahnhof geweſen. Das war gewiß nicht auffallend. Sie konnte ja gerade leidend ſein. Die völlige Faſſungsloſigkeit ſprach faſt dafür. Aber auffallend erſchien es Axel, daß der Mann keinen Gruß, kein letztes Wort für ſeine Frau gehabt hatte . . . „Kinder!" hatte er nur gerufen, verzweiflungsvoll, „Kinder."

Die Depeſche und die Pflichten, die ſie ihm auferlegte, verſetzten ihn in fieberhafte Eile.

Er lief abermals zur Polizei, wo auch eine Depeſche eingegangen war; die Familie Forſting verfügte darin, daß Doktor Axel Wernefeld ſie vertrete bis zu ihrer Ankunft. Nun konnte er alles ordnen, ſo wie ſeine Empfindung und ſein Geſchmack es ihm eingaben. Ob

dies dann den Empfindungen und dem Geſchmack der Forſtingſchen Damen entſpreche, blieb eine offene Frage, die ihn ein wenig ängſtigte. Aber wenn ſie nur den zarten tröſtenden Willen ſpürten, dann wollte er zufrieden ſein. —

Gegen Mittag lag ein ſtiller Mann in der kleinen Kirchhofkapelle aufgebahrt. Durch das bunte, ſchmale hohe Fenſter kam mildes, rötliches Licht herein und gab dem ſtolzverſchwiegenen Antlitz den Schein des Lebens. Blütenzweige voll roſiger Blumen waren über ſein bürgerliches Gewand hingebreitet. Das düſtere Grün von Palmen und von Koniferen umgab zu Haupt ſein Lager. Zu Füßen des Sarges ſtand eine breite Gruppe blühender Pflanzen. —

Als Axel dann in ſein Hotel zurückgekehrt, kamen ihm allerlei melancholiſche Gedanken. Er begriff, wie grauſam es die Töchter treffen mußte, daß ihr Vater ſozuſagen auf der Straße gefallen ſei. . . . Selbſt für ihn, den Arzt, den Mann, der gewiſſermaßen objektiv auf das Vergehen des Lebens in den Tod blickte, ſelbſt für ihn hatte der Gedanke etwas Beklemmendes, einſam unter Fremden, inmitten des Treibens der Heerſtraße, enden zu ſollen.

Es war, als hauche ſo ein Menſch ſeine Seele ins Leere aus. Wer in Liebesarmen ſtarb, gab ſie der Liebe hin. Denn das letzte Wort, der letzte Blick, den Liebe empfing, behielt Leben in ihr, ſolange ſie ſelbſt noch atmete. Gewiß — ſo mußten es die Frauen empfinden.

Sofort nach dem ſehr zeitigen Mittagsmahl fuhr er nach Gerlachshauſen, faſt gleichgültig. Jedenfalls ohne die geringſte Hoffnung, daß die perſönliche Begegnung mit dem alten Sanitätsrat irgendwelchen Erfolg haben werde. Denn ihm fiel immer wieder die Prophezeiung

ſeines Vaters ein, daß ihm das Glück einmal vorbeifahren werde, während er ſich verſäume. . . . Und es war ihm wie eine Vorbedeutung, daß gerade heute dies halbvergeſſene Wort aus dem fernſten Winkel ſeines Gedächtniſſes wieder herausgekrochen kam und ſo blank und friſch ausſah, als ſei es nicht für frühere Jahre, ſondern juſtament erſt für ſein derzeitiges Weſen geprägt worden.

„Wenn mir denn das Glück von Gerlachshauſen dieſen Vormittag davonkutſchiert ſein ſollte, an der nächſten Straßenecke ſteht vielleicht ein anderes, das auf mich wartet.“

Und das Tröpflein leichtlebig Blut in ihm tat, als ſei es ein ganzer Strom und pulſte ihm als freudiger Glaube durch die Adern.

Das kannte er auch an ſich: immer wenn er verdüſterte oder weichmütige Stunden durchlebt hatte, rührte ſich „das von der Großmutter“ in ihm. Die ſollte eine unbeſorgte Frau geweſen ſein, die ſich durchs Leben ſang. Und immer wann er ſich raſch getröſtet zeigte oder ſich von Kümmerniſſen in Fröhlichkeit ſtürzte, zitierte man in der Familie dieſe Großmutter, ſie ihm gewiſſermaßen zum Vorwurf machend.

Die Eindrücke, die Axel hatte, wenn er hinausſah, halfen ſeiner zuverſichtlichen Stimmung nach. Der Maientag gab ſich zärtlich der Sonne hin und ließ ſich dabei von einem linden Wind die grünen Haare ſtreicheln.

Als Axel ausſtieg, fand es ſich, daß das Städtchen Gerlachshauſen noch einen Kilometer weit landeinwärts von der Station des Namens lag. Weder der Hotelomnibus mit ſeinem altersweiſe vor ſich hinblinzelnden Schimmel, noch die anderen etwas ackerbürgerlichen Fuhrwerke verführten Axel zur Bequemlichkeit. Er ging

hinein in die angenehme Mittagswärme, die ihm den letzten Reſt von Übernächtigkeit aus den Gliedern trieb.

Der Weg, eine wohlgepflegte Chauſſee mit einem Bürgerſteig daneben, den offenbar erſt kürzlich aufgebrachter gelber Grand ſäuberlich deckte, ging unter Linden dahin. Es waren ſtattliche Bäume, ſozuſagen in der Kraft junger Mannheit, noch nicht in der maleriſchen Majeſtät des Baumgreiſentums.

Das Wieſental war nur ſchmal. Beſcheidene Berge grenzten es zu beiden Seiten ab, bewaldete Kuppen, die ſich in milden Bogenlinien vor dem flimmernd blanken Himmel hinzogen. Ein Flüßchen kam neben der Straße dem Herwandernden entgegen; es hatte mehr Lauf als Tiefe. Kreiſend kam es aus des Tals Hintergrund herbei, um ſich ſpäter wohl irgendwo in die Haune zu ergießen, die dann ihrerſeits das Waſſer mit zur Fulda nahm. Die kleine Stadt hielt ſich in einer Ausbreitung des Tals verſteckt, die an der Südſeite dadurch entſtanden war, daß zwei der bewaldeten Berge aus der bis dahin faſt regelmäßigen Front ihrer grünen Genoſſen zurücktraten. Sie erhoben ihre Häupter auch höher als die anderen, und zwiſchen ihnen, ſie nahe ihren Gipfeln verbindend, öffnete ſich ein kahles Hochtal. Unter dieſen beiden Bergwänden und dem Tor des Hochtals lag nun das Städtchen. Es ſonnte ſich im Mittagsglanz und ſah aus wie ein buntes Bild in einem Märchenbuch. Gerade kamen ein paar Glockentöne dem Wanderer entgegengewallt. Die Berghänge hinter der Stadt dienten als Schallwand und warfen die runden Töne weit hinaus. Viermal bebte mit metalliſchem Klang ein ſchnelles, wichtiges Bim — bim — bim — bim heran. Dann beſtätigte mit Gelaſſenheit ein dunkler Glockenbaß mit zwei Bum — bum, daß die Stunde um ſei.

Und nach dieſer Äußerung geregelten Bürgerlebens ſtand die kleine Stadt wieder da wie verſunken in ihre ſonnige, farbenbunte Stille.

Axel fühlte ſich bezaubert. Nach den verfloſſenen vierzehn Berliner Tagen, nach dem düſteren Ereignis des Frühmorgens ſchien hier das Behagen auf ihn zu warten; er hatte durchaus den Aberglauben, daß hier immer die Sonne ſcheine, das ganze Jahr, den ganzen Tag. Und ſo einen unwillkürlichen Eindruck mußte man von einem Platz haben, an dem man wohnen ſollte. Axel wünſchte plötzlich, daß es ihm doch glücken möge. Wenn er durch den verſäumten Vormittag einem anderen Bewerber (und wer wußte, ob hier nicht einer dem anderen die Hacken abtrat) Platz geſchaffen, würde er es vielleicht noch bereuen, ſich einem Toten gewidmet zu haben, der ihn nichts anging. Bei dieſem Gedanken war ihm aber gleich, als ſähen ihn wieder jene ſtrahlenden, dunklen Augen an. . . . Und er ſchwor ſofort dieſen Augen zu, daß er gewiß nichts bereuen würde, auch wenn er hier nun zu ſpät käme . . .

Man hatte ihm auf der Polizei die Photographieen der beiden Damen eingehändigt. Er erbat ſie ſich. Alles andere, Papiere und Geld, blieb deponiert. Aber er redete ſich ein, daß es den Damen gewiß nicht lieb ſein würde, ihre Bilder in ſo ſeltſamer Verwahrung zu wiſſen.

Und nun hatte er ſich, betrachtend und wieder betrachtend, ſo ſehr in die Bilder hineingeſehen, daß ſie ihm ſchon waren wie die von ganz vertrauten Perſonen. In die Bilder? Nein, eigentlich nur in das eine . . .

Axel ſchritt durch das Tor. Es ſchien das Überbleibſel einer alten Feſtungsmauer. Zwei graue, behäbige Wachttürme, bei deren Anblick man gleich an biervolle, gemütliche Stadtſoldaten denken mußte, waren mitein-

ander durch einen kleinen Schwibbogen verbunden. Unter ihm hinweg ging's in die Hauptstraße hinein. Sie führte bald über den Kirchplatz. Die Kirche war aus grauen und rosagrauen Granitfindlingen erbaut, deren Mörtel wohl erst kürzlich verputzt worden sein mußte, denn weiße Linien musterten die Wände in unruhiger Weise, daß sie wahrhaftig an die Schnittfläche eines Preßkopfs erinnerten, welcher unabweisbarer Vergleich Axel erheiterte. Die Holzrahmen der Kirchenfenster, aus denen Bündel von Sonnenstrahlen zu brechen schienen, hatte man auch schneeweiß angemalt. Auf dem Dach des Kirchenschiffs war ein Ab- und Anfliegen von Tauben. Die Linden, die den Platz bestanden, schienen Blätter von grünem Glas zu haben, so kräftig glühte die Sonne durch das junge Laub.

Ein hübsches junges Mädchen, dem ein Schwesterchen von etwa zehn Jahren zutraulich am Arm hing, begegnete ihm in fast feierlicher Menschenleere. Gerlachshausen hielt offenbar Mittagsruhe. Auf Axels Frage nach Herrn Sanitätsrat Schmeers Haus gab das Fräulein Antwort. Und sogleich hörte Axel hinter sich die Kleine fragen: „Der neue Doktor?" Und die Große sagte: „Wahrscheinlich."

Bin ich's? dachte Axel fröhlich.

Er fand das Haus nach ein paar Schritten. Es hatte über dem Parterre nur eine Etage, dann ein mächtiges, rotes, gebrochenes Dach, das sich zwischen den Nachbardächern ausnahm wie eine dicke Dame zwischen mageren Nachbarn auf einer engbesetzten Bank. Die Wand des Hauses gleißte von dem blanken, hellgrauen Ölfarbeanstrich. Hinter den glänzenden Fensterscheiben in weißen Rahmen wurden Ziergewächse gehalten, Axel sah eine ganze Sammlung von Kakteen.

Als er die Tür öffnete, bimmelte eine Glocke, wie Axel noch nie gehört. Sie kläffte beinahe wie ein wachſamer Hund und ſo andauernd. Man kam auf einen Flur, von Flieſen gepflaſtert. In ſeinem Hintergrund ſtand eine breite Glastür offen, und da ſah man in einen Nutz- und Ziergarten. Auch ſchien im Hintergrund am Flur die Küche zu liegen. Denn von da kam ein weibliches Weſen, brachte einen Geruch von Aufwaſchwaſſer mit, trocknete ſich an blauer Schürze feucht aufgequollene, rote Hände und ſagte gleich: „Der Herr ſchläft.“

„O Gott,“ dachte Axel, „das iſt ſchlimm. Einen wichtigen Mann im Mittagsſchlaf ſtören, heißt ſich ſeiner Ungnade von vornherein ausſetzen.“

„Ich glaubte, ich würde erwartet. Aber dann komm' ich wieder. Wann pflegt Herr Sanitätsrat ſein Mittagsſchläfchen beendet zu haben?“

„So Klocker drei, wenn's Kaffeezeit wird.“

Jetzt öffnete ſich aber die Tür vorn links vom Flur. Die Schwelle herab auf die Flieſen tretend, kam eine alte Dame. Axel bemerkte gleich, daß auf ihrer Wange rot und weiß das Muſter des Schlummerkiſſens abgedrückt war. Sie erweckte ſofort den Eindruck eines freundlich-mütterlichen Weſens, und Axel dachte, ſie müßte eigentlich eine Blondenhaube aufhaben. Sie hatte aber nur auf ihrem weißen Kopf eine Spitzenbarbe, deren Enden hinter ihren Ohren herabhingen.

„Schmeer erwartet Sie; wenn Sie Herr Doktor Wernefeld ſind, erwartet er Sie natürlich. Bitte, kommen Sie nur herein.“

Er verbeugte ſich und kam mit in das Vorzimmer, wo auf den Fenſterbrettern Kakteen in ihrem Stumpfſinn ſich die Sonne auf ſtachlichte, graugrüne Wurſtleiber ſcheinen ließen.

Axel wußte nachher nicht genau, wie dies Wohnzimmer eigentlich eingerichtet geweſen, vielleicht gab es auch keine bemerkenswerten Möbel darin außer etwa dem hohen Eckſchrank von altersdunklem, leuchtendblankem Mahagoni. Er hatte nur den allgemeinen Eindruck einer nie erfahrenen Gemütlichkeit.

Die alte Dame ſagte, daß „Schmeer" gleich käme. Sie war offenbar die Sanitätsrätin, nahm dies für eine ſo weltkundige Tatſache, daß ſie ſich Axel gar nicht vorſtellte, und nannte ihren Mann „Schmeer" nach der Sitte der vorvorigen Generation, die eine ſpieleriſche Reſpektloſigkeit darin empfunden hätte, Männer in anſehnlichem Beruf beim Vornamen oder gar bei Koſenamen zu rufen.

In unaufhaltſamem Redefluß vertraute ſie nun Axel vielerlei an, damit er doch ſchon ſo ungefähr Beſcheid wiſſe, ehe er Schmeer ſpräche. Ihr Tonfall ſchmiegte ſich ſo zutraulich ins Ohr des Hörers. Durch eine ganz leiſe Dialektfärbung bekam der Vortrag etwas Anmutiges. Es klang auch, als müſſe eigentlich jeder Satz mit der Frage enden: nicht? Finden Sie nicht auch? Hat Schmeer nicht recht?

Sie ſagte, daß es viel Mühe gekoſtet habe, in Schmeers Seele den Gedanken zu ſtreuen, daß er mal aufhören müſſe zu arbeiten. Aber ſo ganz leiſe ſei die Saat doch aufgegangen. Und dann auf einmal habe ſie ſich kräftig ausgebreitet. Es ſei vorgekommen, daß der Großbauer Zella, der doch Schmeer ſeit dreißig Jahren als Arzt gehabt und ihm, wie er ſagte, ſein Leben danke, in einer Winternacht, wo's ſeiner Frau plötzlich mal wieder mit dem Atem knapp wurde, nicht nach Schmeer geſchickt habe, ſondern hinüber ins Heſſiſche. Zu einem fremden Doktor, der ſich doch nie und nimmer in der Konſtitution der Agathe Zella ſo auskennen könnte wie

Schmeer, der ihr in allen ſchweren Kindbetten beigeſtanden. Und warum? Nicht etwa, weil dem alten Zella das Vertrauen zu ſeinem alten Schmeer eingeſchlafen ſei. O nein. Aus Rückſicht! Hatte geſagt: wie kann man den alten Mann noch in ſo einer ſturmkalten Winternacht herausnötigen, die zwei Stunden daher.

Das hatte Schmeer getroffen. Wenn der Patient mehr an den Doktor denkt als an ſich, hat's mit dem Doktor einen Haken, ſagte da Schmeer. Wenn der Patient das Gefühl bekommt, er darf nicht mehr rückſichtslos gegen den Arzt ſein, dann iſt's Zeit. Das Alter ſei alſo da. Man mußte es begreifen. Erſt hatte Schmeer es ja weh getan. Und gar die Leute. Gebeten, geweint hatten ſie, er ſolle ſie nicht verlaſſen. Aber wenn Schmeer einmal etwas als richtig erkannt hatte, gab es natürlich kein Schwanken. Kinder, ſagte er zu den Leuten, Kinder, ich will doch lieber, daß ihr weint, weil ich gehe, als daß ihr euch darüber freut. Das iſt beſſer für euch und klüger für mich. Sie hatten aber alle geſagt: einen Arzt, der auf gut Glück daherkäme, den wollten ſie nicht. Und ein Voreiliger, der ſich hier ſchon niedergelaſſen gehabt, ſei alsbald wieder abgezogen. Denn Schmeers Patienten wollten auf den Nachfolger warten, den er ſich ſelbſt ausſuche. Sie wollten auch nicht zum Doktor Krolpa übergehen, der allein ja doch nicht die ganze Bevölkerung von Gerlachshauſen und Umgegend verſorgen könne. Für Schmeer war Krolpa ſtets ein angenehmer Kollege geweſen, und auch ihm lag daran, daß der alte Freund durch einen tüchtigen, umgänglichen Mann erſetzt werde. Zuerſt war all dies ihrem Schmeer nicht leicht geworden, aber wie es nun einmal war: er trug jetzt voll Heiterkeit das Alter, deſſen Bequemlichkeiten er ſich bisher nie habe zukommen laſſen mögen.

Aber leicht würde es kein Nachfolger haben. Das wolle ſie lieber gleich ſagen. Solch Vertrauen, wie es ihr Schmeer genoſſen und verdient habe, komme nicht geflogen wie der Wind, es wolle erpflüget, erſäet, erjätet ſein wie eine gute Frucht vom Feld.

Vieles hätte ſie wohl noch erzählt, ihre Mitteilſamkeit trieb kreiſend vorwärts wie ein Blatt Papier auf den Wirbeln eines Bachs. Aber jetzt kam Schmeer.

Er trat vom hinteren Zimmer her ein, das aber dunkel und ein Eßzimmer ſchien. Vielleicht gab es von da noch einen Ausweg nach dem Flur. Jedenfalls ſah der alte Herr aus wie jemand, der ſich eben noch in ſeiner Schlafſtube den Mittagsſchlaf aus den Augen gewaſchen hatte.

Der Sanitätsrat hätte ſich leicht für den Bruder ſeiner Frau ausgeben können. Das lange gemeinſame Leben war wie ein Maler geweſen: es hatte ihnen ſo viele ähnliche Linien und Farben aufgeſetzt.

Er bewillkommnete Axel mit Herzlichkeit und bat ihn, ihm in ſein Sprechzimmer zu folgen, während „Mutter" hier unterdes für ſie den Kaffee zurüſten ſolle.

Dann ging man zuſammen über den Flur. Hinten im Flügel lagen Sprech- und Wartezimmer, eins hinter dem andern. Als Axel ſich dem alten Herrn gegenüber befand, nahm er eine Art inneren Anlauf zum eigenen Preis und Lob. Denn das war ja doch der Kern der Situation: er ſollte im Bericht über ſeinen Bildungsgang durchblicken laſſen, was er eigentlich für ein fabelhafter fixer Kerl ſei, ohnegleichen unter ſämtlichen Mitbewerbern. Es war ihm gräßlich, und er fühlte ſchon, ehe er den Mund aufgetan, daß es ihm ebenſowenig glücken werde, wie es ihm in Berlin nicht von der Zunge wollte, dem Geheimrat Mahlmann die Wahrheit über

das Sanatorium Mahlmann zu ſagen — was doch auch gewiß für ihn ſehr nützlich hätte werden können.

Aber vorderhand ſchien der Sanitätsrat noch gar nicht daran zu denken, ſich von Axels Bildungsgang viel erzählen zu laſſen. Offenbar hatte er die Begier des Kleinſtädters auf Neuigkeiten. Er wußte ſchon von dem jähen Tod eines Reiſenden im Zug und davon, daß Axel den Toten behütet und gehegt, als ſei der noch eine wache, verletzliche Seele.

Dies ſtaunte Axel an. Aber dann erfuhr er, daß dieſe Wiſſenſchaft auf die einfachſte Weiſe von der Welt erlangt ſei. Gerlachshauſen hatte bekanntlich vorzügliche Bahnverbindung — bei ihrer Erwähnung lächelte Schmeer zufrieden — es gingen vormittags zwei Züge. Der erſte, mit dem Axel eigentlich hätte kommen ſollen, dann einer um halb zwölf und dann der Mittagszug, den er nun benutzt hatte; am Nachmittag konnte man ſogar weitere vier Fahrgelegenheiten finden. Im Hotel Germania hatte der Rechtsanwalt Spanier übernachtet gehabt und alles erfahren; er war auch ein guter Freund des dortigen Polizeiarztes. Alſo der Rechtsanwalt Spanier hatte mit dem Halbzwölfzug die Heimfahrt gemacht und ſeinem Freund Schmeer ſchon alles erzählt. Die Geſchichte intereſſierte den alten Mann ungemein.

Axel mußte ſie ihm ganz und gar noch einmal berichten.

Mit Axel war es ſo beſtellt: was in ſeinem Gemüt einmal eine ſtarke Bewegung hervorgerufen, ſetzte es alsbald wieder in Erregung, wenn er erinnernd davon ſprach.

Und in dieſem Erlebnis ſtand er ja noch mitten darin. Die Fahrt nach Gerlachshauſen bedeutete nur eine Pauſe. Er ſonnte ſich in ihr nur ein bißchen in dem Maientag, der das Wieſental durchwärmte.

So lebhaft ſchilderte Axel, ſo deutlich ſah er wieder das ſtolze, verſchwiegene Angeſicht des Toten vor ſich, ſo ſehr quälte ihn wieder die Vorſtellung vom Jammer der Frauen, daß er gar nicht mehr an den alten Mann dachte. Der ſaß ihm ſtill gegenüber. Hinter ſeinem weißen Kopf ſtand im Fenſter das Bild des blühenden Gartens.

Als Axel ausgeſprochen, begegnete er dem Blick des Alten. Und es durchfuhr ihn ſonderbar: das war ja der Blick geweſen, mit dem ſein Vater manchmal über ihn den Kopf ſchüttelte.

„So — ſo," ſagte der Sanitätsrat und verfiel in Schweigen. Und dann nach einer Pauſe wieder: „Ja—ja!"

Das waren keine aufſchlußgebenden Äußerungen. Irgend ein Gefühl hielt Axel ab, dies Grübeln zu unterbrechen, nun auf ſeine eigene Angelegenheit zu kommen. Er wartete auf eine Frage. Der Alte ließ ihn verwünſcht lange warten. Und als er wieder den Mund auftat, ſagte er: „Na, nu wollen wir mal ſehen, ob Mutter den Kaffeetiſch fertig hat."

Was bedeutete denn das? War er denn nur hier, um dem Alten als Reporter über einen ungewöhnlichen Todesfall zu dienen?

Ehe ſie die Tür erreichten — Axel ging ganz beklommen hinter dem Hausherrn drein — ſagte dieſer mit einem bedächtigen, zärtlich entſchuldigenden Ton: „Mutter ſpricht ein bißchen viel. Darüber muß man ſich nicht wundern. Iſt ihre Art."

Na, dachte Axel, er ſagt deſto weniger, ſie hat vielleicht, als ſie die Pflichten der Ehe unter ſich verteilten, das Reden übernommen. Aber er dachte es eigentlich mehr mit Behagen an den beiden weißen Alten als im Spott.

Als ſie vorn ins Zimmer kamen, ſprach der Sanitätsrat: „Daß er will, zeigte er ja, indem er kam. Wir wollen ihn auch — was meinſt du, Mutter?“

Worauf der Redeſtrom der Frau ſich in blinkenden, wohligen Reden über die beiden Männer ergoß. Der Alte trank dabei ſeinen Kaffee, von der Sofaecke aus mit leiſem Beifall bald der Sprecherin zunickend, bald aufmerkſam den jungen Gaſt anſehend.

Sie hatte es Schmeer gleich geſagt, noch ehe Spanier mit der Geſchichte ankam. Nie mußte man urteilen, ohne Gründe zu kennen. Und als heute früh das Telegramm einlief, daß Wernefeld erſt um zwei Uhr eintreffen würde, anſtatt um acht, hatte ſie davon abgeraten, Unbeſorgtheit um Zukunft und Stellung zu vermuten. Auf dem Weg zum Brotkorb ließe ſich nur ein abenteuerlicher Sinn von Zwiſchenfällen nebenſächlicher Art verwirren. Daß aber ein Mann von leichtem Blut nicht ſolche Zeugniſſe ſich zu erarbeiten vermöge, ſei bald einzuſehen. Auch vertraue ſie auf phyſiognomiſche Erſteindrücke, und Axels Bild habe gut zu ihr geſprochen. Noch mehr aber habe dann zu ihr und auch zu Schmeer geſprochen, was der Rechtsanwalt Spanier als Neuigkeit mitgebracht. Und ſie wolle es nur feſtſtellen: wer mit Toten behutſam umgehe, werde Lebende erſt recht ſchonend anzufaſſen verſtehen, worin Schmeer ihr ja beigeſtimmt habe. Und beſonders für einen Arzt, dem ja nur zu leicht die Ehrfurcht vor dem ewigen Schweigen abhanden komme, und der nur zu ſehr gewöhnt ſei, den Tod als einfachen Veränderungsprozeß in der Materie anzuſehen, ſei es ein Zeichen ſeines warmen Weſens, wenn er auch mal nutzlos menſchlich handle. Und von einem gewiſſen Standpunkt aus könne man ja ſagen, es ſei nutzlos, ſich noch um einen anzunehmen, der nichts

davon wiſſe. Freilich habe wohl auch das Mitleid um die armen Töchter ein bißchen das Rad getrieben. Aber das ſei ein gutes Waſſer. Wo das fließe, ſchwemme es viel Bitteres hinweg. Es ſei ſo recht eigentlich das Waſſer des Lebens. —

Auf dieſe beſondere Weiſe, ohne daß auch nur eine einzige praktiſche Frage geſtreift worden war, erfuhr Axel, daß er unter all den Bewerbern — er hörte bald, daß es dreihundertundzweiunddreißig geweſen waren — der Erwählte ſei. Und unverkennbar: das Ereignis dieſes Tages hatte den Ausſchlag gegeben. Er ſtaunte es an: hatte alſo ſein Vater doch nicht richtig prophezeit? Oder verbarg das Schickſal noch hinterliſtig ſeine eigentlichen Abſichten?

Ihm wurde ſo warm und gut und leicht ums Herz, daß er mit glänzenden Augen die beredſame Frau anſah. Daß ihm die Augen ſogar naß wurden, kam ihm kaum zum Bewußtſein.

Jetzt erſt, im Moment, wo ſie ihm genommen wurde, fühlte er erſt ganz, was für ein großer Stein die Sorge geweſen war. Sie hatte in ſeinem Weg gelegen, hart und kalt, unüberſteiglich und unzerſprengbar — wahrlich ein Granitblock. Nur daß er ſich einredete, in männlicher Tapferkeit müſſe man das nicht bemerken, ſich nicht davor fürchten. Und hatte doch ganz genau gewußt, daß er ein Proletarier ſeines Berufs werden mußte, wenn der letzte Hundertmarkſchein ausgegeben ſein würde, ehe der erſte in Geſtalt von Einkünften zu erwarten war.

Brot, Betätigung! Dieſe beiden Gedanken erſchütterten ihn nun ſo, daß ſich auf ſeinem Geſicht tiefſte Bewegung zeigte. Die alten Leute merkten es. Und ſie wurden auch gerührt. Sie fühlten es ja nicht viel anders, als

daß ſie ſich eine Art Pflegeſohn heranholten, deſſen Erfolge und Ergehen fortan der Inhalt ihrer Tage werden würde. Das ſah auch Axel ſofort ein. Für dieſe Alten gab es nur eine Form des Lebens, die ihnen wahrhaft zuſagte: die Intimität. Und er erkannte auch, daß ſie ganz naiv ein Anrecht an ihn zu erwerben glaubten, daß ſie gar nicht imſtande waren, das Geſchäftliche und Perſönliche zu trennen.

Man wechſelte ſtarke Händedrücke und gute, feſte Blicke. Dabei war Axel zu Mute, als beſchwöre er Gelöbniſſe. Und Schmeer ſagte dreimal „ja — ja“ und verſank in tiefes Nachdenken.

Bei der Frau aber ſprudelte wieder der Strahl der Rede auf, der aus tiefſtem Brunnen kam: aus einem erfahrenen Herzen. Dabei hantierte ſie aber aufmerkſam herum, verſorgte die Männer mit Kaffee und Kuchen und hielt ein waches Auge auf das meſſingene Feuerfaß, deſſen ſtille Torfglut den Kaffee warm hielt. Sie ſagte, nach dem Kaffee müſſe Schmeer wohl mit Doktor Wernefeld zum Bürgermeiſter, zum Doktor Krolpa und den Stadträten Kaufung und Düring gehen. Sie wolle keine Winke geben, wie der und dieſer zu nehmen ſei. Winke machten nur unfrei und ſeien wie Kritik im voraus. Sich einfach und beſcheiden und abwartend zu verhalten, könne nie eine Überwindung für einen jungen Mann von geſundem Verſtand ſein. Bei den Gängen durch die Straßen würde er Wohlgefallen gewinnen an der neuen Heimat, er werde es ſchon bald ſpüren. An jeder Straßenecke gucke einem was Hübſches an: ein alter Giebel; ein rankender Roſenſtock um einen ruinenhaften Mauerreſt aus Feſtungstagen; ein rauſchendes Brunnenwaſſer, das ein Löwenmaul in einen Sandſteintrog ſpie, der eigentlich ein römiſcher Sarg ſei; ein

gotiſches Kapellchen, durch deſſen Filigranſpitzdach man den blauen Himmel ſcheinen und Stare ſchlüpfen ſehe; ein Torbogen, der von einer grünen Bergwand ausgefüllt ſcheine wie von einem Samtvorhang. Und beſonders ſolle er die hübſchen Mädchen angucken, denn ſpäter oder beſſer recht bald werde er ſich eine von ihnen ausſuchen müſſen. Ein Arzt ohne Frau ſei was Halbes und von zwei Seiten traue man ihm nicht recht: die Ehemänner dächten leicht, daß ein Junggeſell das Geſtöhn der Weiber für echt und zu gefährlich halte und aus Galanterie das ſtrenge Wort vermeide, wo's beſſere Medizin ſein könne als die aus der Forellenapotheke am Markt; die Weiber aber dächten, daß ein Junggeſelle all das Ungemach zu gering taxiere, womit der Herrgott nun einmal die Leiblichkeit der armen Geſchöpfe beladen habe. Kurz, eine Frau Doktor ſei angebracht. Aber eine erſt genau anſchauen, ehe man ſie dazu mache. Denn viel fordere ihre Stellung von ihr. Sie müſſe kräftig und fein ſein im gleichen Maß, und das ſei keine einfache Miſchung. Ob er etwa ſchon eine in Ausſicht habe? Schon ſein Wort gegeben? Es ſei ſo häufig: ehe die jungen Menſchen einen Herd hätten, böten ſie ſchon einem anderen Weſen den Platz daran an, und ehe ſie noch wüßten, wie ihr eigenes Brot beſchaffen ſein werde, verſprächen ſie ſchon einem Mädchen die Butter darauf. Von den dreihundertzweiunddreißig Bewerbern hätten an zwei Drittel eine Braut eingeſtanden, und man dürfe vermuten, daß das letzte Drittel ſie nur verſchwiegen, unterſchlagen hätte.

Hier endlich konnte Axel ein Wort einſchalten und ſagen, daß er weder verliebt noch verlobt ſei, daß er aber wohl wünſche, einmal einem Weſen zu begegnen, dem er das Herz ſchenken müſſe und die Hand bieten dürfe.

Freilich, ſagte gleich Frau Schmeer, das ſei nicht das gleiche, und es gefalle ihr wohl, daß ſich Axel Rechenſchaft darüber ablege, welche Klarheit zwar manchmal dem erſten beſten ſchönen Augenpaar gegenüber von dem ſchwülen Gewittergewölk der Leidenſchaft umdüſtert werde.

Axel begriff ſelbſt nicht, aus welcher blitzſchnellen, unbewußten Ideenverbindung heraus er plötzlich erzählte, er habe die Bilder der Töchter des Herrn Forſting bei ſich. Das alte Ehepaar wollte ſehen. Axel wurde von einer merkwürdigen Verlegenheit befallen. Es war gerade, als ob die bloße Gegenwart der klugen, alten Frau ihn darüber aufkläre, daß er ſich in ganz törichter Weiſe in dieſe Bilder hineingeſehen habe.

„Die da," erklärte Axel, „ſah ihrem Vater auffallend ähnlich."

Die Sanitätsrätin guckte ſich genau die Bilder an, wozu ſie einen goldgefaßten Kneifer aufſetzte, was ihrem feinen Altfrauengeſicht plötzlich etwas Unternehmendes gab.

„Die gefällt mir," ſagte ſie entſchieden, „das iſt eine, die gewiß immer Haltung hat. Ob die andere wohl beim Theater iſt?"

Sie ſah Axel fragend an, der erſt ganz betroffen war, aber dann bei ſich dachte, daß man in Gerlachshauſen ſolchen kühngebogenen Federhut und ſolch beſonders kurzes Jäckchen mit reichgebauſchten Ärmeln, aus denen Spitzen fielen, noch nicht geſehen.

„Ich weiß ja gar nichts von den Damen. Ich beobachtete ſie ſechs oder ſieben Minuten auf dem Bahnhof."

„Nun, der Vater könnte ja von ihnen erzählt haben."

„Er war nicht mitteilſam."

Aber den ganzen Nachmittag und Abend ging Axel dieſer Frage nach. Und er geſtand ſich: die alte Frau

hatte einen ſcharfen Blick. Da war ein Unterſchied zwiſchen den beiden Bildern. Beide zeigten elegante Damen. Es war nicht der Hut, nicht die reiche, kleidſame Jacke. Der Ausdruck war es — der ſtrahlende, ſiegesſichere, der das Bewußtſein einer ungewöhnlichen Perſönlichkeit zu verkünden ſchien. Und eine dumpfe Unruhe rumorte in ſeinem Gemüt: die Angſt, daß es wahr ſein könne, daß das ſchöne Weſen einer komplizierten, unruhevollen Welt angehöre . . .

Zwiſchendurch meldete ſich der Verſtand, um darzutun, daß er keineswegs abhanden gekommen ſei, und ſchalt auf die Unruhe ein, ihr jede Berechtigung abſprechend, denn ihn ging ja doch die ſchöne Dame nichts an, gar nichts.

Nach dem Kaffee geleitete Schmeer ſeinen jungen Nachfolger zu den Machthabern von Gerlachshauſen. Die Eindrücke, die Axel da empfing, waren banaler, er fand Männer, die mit ihren Intereſſen und Gewohnheiten in der Gegenwart ſtanden, und ſpürte wohl, daß keineswegs das ganze Leben hier die ſtillen Farben einer Paſtorale trug. Aber dennoch war ihm, als er in der Abenddämmerung fortfuhr, eigen zu Mute.

Beinah ſo, als habe er unmittelbar hintereinander zwei Bücher ganz verſchiedenen Stils geleſen; jedes aber hatte ihn ganz gefeſſelt: das geheimnisvolle des Forſtingſchen Lebens und Sterbens; das milde und klare von Philemon und Baucis — denn ſo nannte er ſchon bei ſich das Schmeerſche Paar.

Es war verabredet worden, daß Axel ſchon nach acht Tagen ſeinen Einzug halten ſolle. Die bisherigen Sprech- und Wartezimmer im Flügel des Schmeerſchen Hauſes ſollten auch ſeine Arbeitsräume werden. Darüber gab es zwei helle, längliche Stuben, die Frau Schmeer

ihm als Wohn- und Schlafzimmer herrichten konnte. Für alle Welt ſchien es ſo ſelbſtverſtändlich, daß der neue Doktor mit im Haus des alten wohne, daß Axel zu gar keinen Erwägungen darüber kam. Eſſen ſollte er im „Reichsapfel“; Mutter Schmeer ſagte, man brauchte Spanier, der dort ſeit Jahren eſſe, nur anzuſehen, um zu der guten Koſt Zutrauen zu haben. Sonſt ſollte er alles von Mutter Schmeer haben. Und was ihm da an Miete und Verpflegungsgeldern angerechnet werden würde, erſchreckte ihn faſt durch die Billigkeit. Frau Schmeer ſpürte heraus, daß die Preiſe ihn verlegen machten. Sie ſagte, er bekäme nichts geſchenkt — ſie ſeien nicht dafür — es erwecke Unfreiheit auf der einen und unverſehens Regierungsgelüſte auf der anderen Seite; die Preiſe ſeien Gerlachshauſen angemeſſen.

So waren dieſe Fragen geordnet.

Schmeer fuhr mit ihm im Omnibus des „Reichsapfels“ zur Bahn.

Zum Abſchied ſagte er noch aus ſeinem Schweigen heraus: „Meine Frau hat mir viel geholfen.“

„Das glaube ich. Ich habe noch nie ſo viel geſunden Menſchenverſtand und Güte zuſammen geſehen.“

„Das kommt, weil ſie in ſo viel, viel Leid hineinſah. Nehmen Sie eine, die auch die Augen dazu hat. Die freilich muß eine haben. Aber die ſind angeboren.“

Und dies Wort nahm Axel mit. Er fühlte ſelbſt nicht, daß es ihm verſtohlen ins Gedächtnis ſchlüpfte und ſich da ein ſicheres Eckchen ausſuchte, wo es bleiben wollte, um zu gelegener Zeit wieder herauszukommen.

Die Dämmerung überſchattete das Land. Der goldene Tag war ſchlafen gegangen, wie auch der glänzendſte Vogel am Abend ſtill und müde die Flügel zuſammenfaltet und ſeinen Kopf ins Bruſtgefieder neigt.

Kein ſtarker Ton kam mehr und ſtörte Axel im Nachſinnen über den Würfelfall ſeines Geſchicks.

War der Gewinn nicht ſehr beſcheiden? Er hatte eine Verſorgung davongetragen. Das mochte vielen wie das Große Los erſcheinen. Und war's nicht auch für ihn ſo etwas Ähnliches? Noch ein halbes Jahr vielleicht oder mit großer Sparſamkeit ein ganzes hätte er ſich halten können. Dann wäre die Sorge ſo hoch um ihn emporgeſchwollen wie Waſſer um einen Ertrinkenden. Wo er ſich auch als Arzt auf eigene Veranlaſſung niedergelaſſen haben würde: immer hätte er die Mittel beſitzen müſſen zu warten! Denn eine auskömmliche Praxis kriſtalliſiert ſich nicht in ein paar Wochen an einen neuen Mann heran. Dieſe Mittel aber hatte er nicht.

„Na," dachte er in einer Aufwallung alter, jugendlicher Bohèmegedanken, „verhungern hätte ich ja nie brauchen. Choriſt beim Theater hätte ich immer werden können — mit d e m Tenor!"

Und die Reue wollte an ihn heranſchleichen: abwarten hätte ich es ja noch können. Etwas ſo Beſcheidenes würde man ja wohl immer noch gefunden haben in letzter Stunde . . .

Wartet denn ein rechter Mann, der das Würdegefühl ſeines Berufes hat, ſolche „letzte Stunde" ab? Nein — nein . . .

Sein Ehrgeiz hatte bis vor kurzem von mehr geträumt: von einer Stellung auf weithin ſichtbarem Arbeitsfeld. Aber vielleicht kam es nicht auf das Pfund an, ſondern wie man mit dem Gegebenen wucherte.

Er wehrte alle Betrachtungen ab, die ihm verſchlechtern wollten, was er errungen.

Als er in die Station einfuhr, dachte er daran, daß

er hier, auf eben dieſer Stelle, morgen in der Frühe die weinenden Töchter des Toten empfangen werde.

Sein Herz klopfte. Das war wieder das Tröpflein Blut von der Großmutter her. Das rührte ſich und erhitzte ihn zu abergläubiſchen Gefühlen.

„Hätte ich mir nur nicht die Bilder geben laſſen," dachte er. Denn er hatte ſich ſo in das eine, ſchöne Antlitz hineingeſehen, daß er unfrei vor ihm ſein würde . . . das fühlte er mit Schrecken . . .

Und auf einmal war's ihm, als ſei es Halt und Wehr, daß er feſt auf einem Platz ſtand — ſagen konnte, wo er von Berufs wegen hingehöre — nicht zu antworten brauchte, wenn ſie ihn denn fragten: ich bin noch ein ſuchender, heimatloſer Mann.

---

## Drittes Kapitel.

Er ſah ſie am Morgen gleich. Ein Verkennen war ja unmöglich. Gerade die Kreppſchleier, die die Geſtalten verhüllten, kündigten an, wer ſie ſeien.

Als Axel den beiden Frauen entgegeneilte, kam auf einmal eine große Ernüchterung über ihn. Das Erlebnis verlor jeden romantiſchen Reiz. So etwa wie ein Kondolenzbeſuch bei Menſchen, deren Trauer einem vollkommen gleichgültig iſt.

Vielleicht wäre Axel vor dieſem Sturz aus hoher Stimmung herab bewahrt geblieben, wenn er die Frauen in den gleichen modiſchen Kleidern wiedergeſehen, unverſchleiert, mit ſtrahlenden Geſichtern — ſo wie er ſich in der Phantaſie mit ihnen vertraut gemacht. Dieſe beiden, von düſteren Gewändern und Schleiern umwallten Erſcheinungen, die da auf dem Bahnſteig ſtanden wie Statuen der Trauer, die ſprachen gar nicht zu ihm.

Die eine ſchlug den Schleier zurück und reichte ihm die Hand.

„Ich bin Carry Forſting," ſagte ſie, „ich danke Ihnen für alles, was Sie meinem armen Vater getan haben."

Es war die, die dem Toten ſo ähnlich ſah. Sie zeigte Haltung und ſah wohl ſehr bleich, aber nicht verweint aus.

Die andere lüftete den Schleier nicht und hielt unter ihm mit der ſchwarzbehandſchuhten Hand ein Taſchentuch gegen Mund und Naſe gepreßt. Ihre Lider blieben geſenkt. Sie neigte kaum das Haupt gegen Axel. Sie ſchien ganz gebrochen.

Sie ſchritten dem Ausgang zu. Axel erklärte, daß man keinen Wagen nehmen müſſe. Dort drüben ſei ſchon der Platz, an dem das Hotel Germania liege.

„Komm, Leonie," ſagte Carry und gab ihr den Arm.

Die Geſpräche, die zu führen waren, duldeten als Schauplatz nicht die Straße. So ſchritten ſie ſchweigend dahin. In der Hoteltüre ſagte Carry Forſting, daß ſie, wenn es nicht unbeſcheiden ſei, nach kurzer Zeit Herrn Doktor Wernefeld zu ſich bitten laſſen würden. Worauf Axel ſich verbeugte und verſicherte, daß er jeden Augenblick zur Verfügung ſei.

Das war alles.

Er konnte ſich vor lauter Enttäuſchung gar nicht faſſen. Er hatte irgend etwas Außerordentliches erwartet. Was? Er wußte es nicht oder geſtand es ſich nicht. Vielleicht eine Herzensſenſation beim Wiederſehen des ſchönen Weſens. Vielleicht tragiſche Auftritte. Nur nicht dieſe kurze, konventionelle Begegnung.

Und als eine volle Stunde verging, ehe man ihn berief, bereute er den Übereifer des Mitleids, der ihn im Morgengrauen aus dem Bett an den Bahnhof gejagt.

Aber dann endlich ließ Fräulein Forſting bitten, und

er ſtand ihr gegenüber. Er ſelbſt hatte dieſen Raum für ſie ausgeſucht. Es war der Hotelſalon nach Schema F, der jedes Heimat- und Lokalgefühl aufhebt, und dem eigentlich nur die Räder fehlen, um die Fahrempfindung der Reiſe fortſetzen zu helfen. Nebenan war das Schlafzimmer mit zwei Betten. Axel wußte natürlich auch, wie das ausſah, und hatte für alle Fälle, wenn Frau Forſting, deren Daſein das Telegramm verkündet, auch mitkäme, noch ein drittes Zimmer reſervieren laſſen.

Auf dem Tiſch ſtand das Geſchirr vom Morgentee und Kaffee. Axel hatte dafür geſorgt, daß die Damen ſofort nach ihrer Ankunft damit bedient würden. Nun ſah er: ſie hatten in der Tat inzwiſchen getrunken.

Ohne Hut wirkte Carry Forſting noch etwas ernſter als mit dem Gebäude von Spitzen und Federn. Vielleicht war es auch das ſtrenge, ſchwarze Kleid oder die bleiche Farbe des Geſichts, deſſen Züge deutlich Spuren großer Abſpannung zeigten, die den Eindruck beſtimmten. Sie ſah ziemlich unauffällig, aber ſehr vornehm aus.

Ihr allein gegenüber faßte Axel wieder Vertrauen zur Situation, und ſie kam ihm ſofort nicht mehr ſo nüchtern und nicht ſo unnatürlich vor. Ja vielmehr ſchien es ganz mit rechten Dingen zuzugehen, daß er dieſem Mädchen wie ein alter, wahrer Freund begegnete.

„Setzen Sie ſich zu mir und erzählen Sie alles," ſagte ſie, nachdem ſie ihm noch einmal gedankt, auch für die Vorſorge hier im Hotel, deren Wohltat ſie wohl empfunden hätten.

Axel ſaß ihr gegenüber. Das Morgenlicht, abwechſelnd von Wolken überzogen oder ungehemmt aus blauem Himmelsdom herabſtrahlend, fiel auf Carrys Geſicht und Haar. Das war von ſehr nachgedunkeltem Blond, reich und gefällig geordnet. Die Augen blickten

etwas matt, und ihr Blau ſchien verblaßt. Aber Axel ſah es: wenn die leidenſchaftliche innere Erregung Carrys beim Zuhören wieder die Erſchlaffung des Grams überwand, blitzten die Augen lebhafter und wurden dunkler.

Er ſprach halblaut. Da Carry allein ihn empfing, nahm er an, daß die andere nicht alles hören ſolle oder wolle. Vielleicht waren ihre Nerven der äußerſten Schonung bedürftig. Da dieſe hier ſich aber mehr zuzutrauen ſchien, traute auch Axel ihr viel zu. Und ohne von den Leiden des armen Mannes etwas zu vertuſchen, erzählte er den ganzen Hergang mit grauſamer Deutlichkeit. Er wußte es ja, ſo jung er noch in ſeinem Beruf war: die heiße Neugier auf das Leiden eines geliebten Menſchen iſt bei den Überlebenden unerſättlich.

Und dann ſchwieg er.

Sie weinte nicht. Die Zeit, die er ihr ließ, verrann in regungsloſer Stille.

Carry ſaß aufrecht, ſehr aufrecht — ſo daß dies allein vielleicht auf die große Anſtrengung deutete, die es ihr koſtete, beherrſcht zu bleiben. Sie ſah vor ſich nieder. Gefaßt und verſchloſſen. Und faſt erſchreckt erkannte er wieder die Ähnlichkeit zwiſchen dieſem jungen Angeſicht und dem bleichen, ſtarren draußen in der Kapelle.

„Und ſein letztes Wort . . .“ ſagte ſie leiſe. Es war eine ſcheue Frage, in der ſchon die Furcht vor der Antwort zitterte.

„Es galt Ihnen,“ ſprach Axel warm.

„Mir! O mir . . .“ Sie ſah ihn an wie überwältigt von einer wehmütigen Freude, von einer heißerſehnten, dennoch nicht erwarteten Gnade. „Mir? . . .“

„Ja! — Nicht wahr, ich habe den Vornamen doch recht erfaßt? Carry?“

„Ja, Carry. Eigentlich Karoline. Aber niemals anders genannt als Carry," ſagte ſie.

„Seine letzten Worte nannten dieſen Namen. Jeder Irrtum iſt ausgeſchloſſen. Ich habe es mit vollkommener Deutlichkeit verſtanden," ſprach Axel. Das Herz wurde ihm warm, denn er ſah wohl: ſeine Botſchaft hatte eine große, geheimnisvolle Troſtkraft.

„Und was . . ."

Axel hörte ſie wieder, dieſe Worte, mit verſagendem Ton herausſtoßen. Er ſah noch einmal den verzweifelten Blick, der ihn beſchwor, dies letzte Vermächtnis einer in Not vergehenden Seele in ſein Gedächtnis einzubrennen.

„Er ſagte: Carry — Carry, ſie nicht verlaſſen — nicht verlaſſen," ſprach er leiſe und wagte nicht, ſie anzuſehen.

Sie weinte nicht auf, wie er erwartet hatte. Keine Rührung zerbrach ihre Haltung. Sie regte ſich nicht.

War ihr Weſen ſo ſcheu, daß ſie ſich ſchämte, vor einem Zeugen zu weinen?

Und als er ſie endlich anſah, ſchien ihm ihr Ausdruck verändert. Die weiche, faſt freudige Wehmut war erloſchen, die die Züge vorher verklärte. Und in ihren Augen war ein ſo ſeltſam tiefer Glanz, daß ſie faſt ſchwarz funkelten.

„Ich danke Ihnen," ſagte ſie langſam, „aber dies letzte Wort galt doch ſo eigentlich nicht mir . . . ja, mir und doch nicht mir . . ."

Dazu konnte er nur ſchweigen, denn er ſtand vor unbekannten Menſchen, vor fremden Verhältniſſen.

Die Pauſe wurde ſo drückend, daß er glaubte, ſie als ſtumme Verabſchiedung auffaſſen zu müſſen. Er erhob ſich, um zu gehen.

Da ſagte Carry: „Wollen Sie noch etwas für uns

tun — immer noch mehr Opfer bringen für fremde Menſchen?"

„Sprechen Sie nur."

„Begleiten Sie uns dahin, wo wir ihn ſehen können."

„Von Herzen gern."

Nun endlich würde auch Carrys Schweſter kommen, mit ihm ſprechen, ihm ihr Angeſicht zeigen.

„Einen Augenblick."

Sie ging in das Nebenzimmer und kam nach einigen Minuten mit Hut und Jacke angetan zurück, aber allein.

„Lonny iſt zu erſchöpft. Die ungeheuren Aufregungen haben ſie umgeworfen. Sie hat Kopfſchmerzen. Sie kann nicht mitgehen."

„Kann ich irgend etwas für Ihre Schweſter tun? Sie wiſſen, ich bin Arzt."

„Für meine Schweſter?" fragte Carry mit Erſtaunen. „Wiſſen Sie denn nicht? . . . Hat Papa Ihnen nicht von uns geſprochen? . . ."

Und da Axel eine verneinende Bewegung machte, ſetzte ſie hinzu: „Leonie iſt meines Vaters Frau."

Peter Forſtings Frau, dachte Axel in einem ungeheuren Erſtaunen, ſeine Frau!

Das war es alſo geweſen, was ſie voneinander unterſchied. Die in Schönheit prangende, ihrer Stellung bewußte Frau überſtrahlte das Mädchen, das neben einer ſo glänzenden Hausherrin vielleicht um ihre Jugendrechte kam. Blitzſchnell huſchten allerlei Gedanken durch ſein Hirn, von Eiferſuchts- und Eitelkeitskonflikten. Aber vor der würdigen Haltung dieſes Mädchens, vor dem ſtolzen, verſchloſſenen Ausdruck ihrer Züge konnten dieſe Gedanken ſich nicht zu beſtimmten Vorſtellungen zuſammengruppieren. Axel fühlte wohl: wenn es in dieſer Familie, zwiſchen dieſen Menſchen ſeeliſche Leiden

gegeben hatte und noch gab, konnten ſie nicht von ſo kleinlicher Art ſein.

Aus Carrys Weſen wirkte etwas hinüber auf ſein Weſen, das ihn zwang, ihr ohne weiteres nur das Vornehmſte zuzutrauen.

Sie, die ſich an ſein Angebot zu helfen hielt, ſprach ruhig weiter, gewiß ohne zu ahnen, daß ihre Mitteilung eine Senſation für Axel geweſen. Sie ſagte, daß bei Leonie die Kopfſchmerzen von den leidenſchaftlichen Klageausbrüchen kämen, daß eine Stunde vollkommener Einſamkeit ihr beſſer ſein würde als alle Medikamente. Glücklicherweiſe ſei bei Leonie kein Zuſtand von Dauer, am wenigſten einer, der ſie lähme und ausſchalte aus der Teilnahme an Leben und Tag.

Auch das feinſte Ohr hätte aus dieſer Feſtſtellung kein abfälliges Urteil heraushören können. Der Ton war dazu zu liebevoll.

Und ſo gingen ſie denn zuſammen in den Maimorgen hinein. Hoch oben in Himmelsräumen mußte ein gigantiſcher Sturm daherbrauſen, denn die weißen dicken Wolken flogen, eine jagte hinter der anderen her und kam ihr doch nicht nach. An der Sonnenſcheibe vorbei ging die Fahrt und deckte zuweilen ihr blankes Strahlenrund zu.

Tief drunten unter dieſer großzügigen Unruhe lag die friedliche Morgenwelt. Nur daß manchmal Wolkenſchatten über ſie hinzogen, ſetzte ſie in Beziehung zu dort oben.

Aus der kleinen Stadt, die keine Eigenart hatte und zwei Menſchen nicht ablenken konnte, die ſtark mit ſich beſchäftigt waren, aus der kleinen Stadt kamen ſie bald ins Freie, und folgten einem Weg, der für Wagen und Fußgänger, zwiſchen Gärtner- und Arbeiterhäuſern hin,

ſacht bis zu einem erhöhten Gelände führte. Carry wollte ſich entweder mit Vorſatz von dem Ziel ihrer Wanderung abwenden, oder ſie glaubte aus Höflichkeit mit Axel über ihn und ſeine Angelegenheiten ſprechen zu müſſen.

Sie fragte ihn, was zu fragen war in dieſem Fall: wo er anſäſſig ſei, ob die Unterbrechung ſeiner Reiſe für ihn keine ernſthafte Schädigung ſeiner Intereſſen bedeute. Und er gab mit wenigen, klaren Worten die Auskunft, daß er ohnehin an dieſer Station ausgeſtiegen ſein würde, weil er im benachbarten Gerlachshauſen, ſeinem künftigen Wohnort, ſeinem Vorgänger ſich habe vorſtellen wollen. Darauf ſagte Carry, ſie wage nicht, ſich auszumalen, wie viel härter noch alles geweſen ſein würde, wenn ihr armer Vater allein mit jenem unſympathiſchen Reiſegefährten, von dem Axel erzählt habe, ſeine letzten Augenblicke durchlitten hätte. Faſt wollte ſie ſagen „allein mit einem Fremden". Sie geſtand Axel, daß ihr dies beinahe auf die Lippen gekommen ſei, und daß darin doch das Geſtändnis läge, ſie und Leonie empfänden ihn nicht mehr als Fremden. Sie hätten gleich gutes Zutrauen zu ihm gefaßt, als ſie ihn hinterm Fenſterglas des Wagens geſehen.

Axel fühlte heraus, daß ſie ihm auf jede Art zu verſtehen geben wollte, wie dankbar ſie ihm ſeien, und daß es ihr zarter erſchien, ihm zu ſagen: wir vertrauen dir, als immer wieder: wir danken dir. So grenzte er jedes ihrer Worte vorſichtig ab und war entſchloſſen, auch der anderen gegenüber gar nichts als einen Erfolg ſeiner Perſon zu nehmen, was doch nur durch die Lage ihm zukam.

Nun waren ſie vor dem Friedhof. Auf der Fläche des hohen Geländes lag er, und von der grünen Mauer

ſeiner geſchorenen Tannenhecke konnte man weit hinausſehen in das Idyll einer Hügellandſchaft im Glanz des Maienkleides. Drinnen im Friedhof ſtand wie eine Puppenkirche die rote Backſteinkapelle. Der Wächter war ſchon bereit, und man hörte ihn mit Schlüſſel und Türklopfer harte, knackende Geräuſche verurſachen.

Axel blieb zurück.

Er ſtand erſt lange an der Pforte, die in die Tannenhecke eingelaſſen war. Er ſah ins Land hinaus und ſah gar nichts von dem weiten Bild. Er war damit beſchäftigt, über ſich Gericht zu halten.

Alſo eine Frau war ſie! Des Toten Frau! Nun eine Witwe!

Und wie töricht hatte er ſeine Phantaſie einen ganzen Tag lang mit ihrem Bild ſpielen laſſen! Er verwies ſeine unbeſtimmten Träume ins Weſenloſe. Er verbot es ſich, auch nur noch einen Augenblick dem nachzuſinnen, was ihn geſtern ſo reizvoll beſchäftigte.

Aber ſofort erwachte auch eine große Begier in ihm, von dieſer Frau und ihrem Lebensgang ſo viel als möglich zu erfahren. Wie hatte ſie, ſo jung, ſo glänzend, den viel älteren Mann heiraten können? Er war anziehend geweſen. Das gab Axel zu. Klug und voll Nobleſſe waren die Erſcheinung und das Weſen. Aber — alt und krank! Vielleicht erſt beides geworden an ihr, neben ihr. . . . Und mit Männern iſt es ſo: wenn ſie Zauber haben, behalten ſie ihn immer, vielleicht nur, daß leiſe Schattierungen Reize des Weſens ändern, aber nicht auslöſchen. Frauen hingegen, Frauen ſind in jeder Epoche anders. Unausſtehliche Mädchen können als Weib ſich wunderbar entfalten; harte oder gärende junge Frauen können als Matrone von edler Milde ſein. Wer vermochte zu ermeſſen, wie es zwiſchen dieſem

Weib und dieſem Mann zugegangen war, und für wen von beiden dieſe Ehe ein Gnadengeſchenk geweſen?

Axel fuhr herum. Ihm war, als habe ſich die Kapellentür geöffnet. Nein, der Wind ließ die Wetterfahne auf dem Türmchen knarren; alt und roſtig war ſie und hatte die Form eines wehenden Banners, das Kreuz darauf war hohl ausgeſchnitten.

Nun ging Axel auf dem Kirchhof umher. In wunderlicher Stimmung, das Herz voll Beklommenheit und zielloſer Unruhe. Auf dieſer fremden Stätte ein Wanderer, der nichts dort zu ſuchen hatte. Eng beſtanden war das kleine Totenfeld. Hellgrün und ſpitzenfein belaubte Birken ließen da ihre dürren Zweige hängen.

Auf allen Gräbern blühte der Frühling, bunt und duftend.

Und die Wolkenſchatten flogen dahin über den Friedhof wie düſtere Empfindungen durch ein Menſchenherz, das ſonſt abgehärtet iſt von der Alltäglichkeit des Leidens.

Jetzt ſah Axel auf dem Mittelgang eine ſchwarze Geſtalt daherkommen. Er eilte ihr entgegen.

Sie reichte ihm die Hand. Und er ſah den heiligen Ernſt auf ihrem Geſicht. Es leuchtete in ſchmerzlicher Verklärung. Er begriff: ſie hatte von ihrem Vater für ewig Abſchied genommen. Dem Stummen vielleicht Gelöbniſſe zugeſchworen — heißen Dank für Liebe dargebracht — oder Verzeihung . . . wer konnte es wiſſen. Überlebende haben mit den Toten geheimnisvolle Abrechnungen zu halten . . . über Schuld, die niemand kennt . . . über Opfer, von denen niemand weiß . . .

Der Mann fühlte: Großes war durch ihre Seele gegangen, und ein großer Sieg war errungen. In ihren Augen glänzte ein ſo freudiger Schimmer, der rührende Nachglanz tiefſter Erſchütterung.

In ehrerbietigem Schweigen ging er neben ihr.

An der Pforte ſagte ſie: „Laſſen Sie uns auf einem Umweg zurückkehren.“

Axel erkundigte ſich bei dem Wächter nach Weg und Steg, und ſie ſchritten hinein in das Gelände, über deſſen grüne Samtmatten voll jungen Getreides die Wolkenſchatten huſchten.

„Daß ich meinen Vater an dieſer fremden Stätte ſo fand, ſo feierlich und ſchön, iſt Ihr Werk. Niemals werde ich aufhören, Ihnen dafür zu danken.“

Axel erwartete nun allerlei Mitteilungen. Sie hatte ſich doch den Rückweg verlängern wollen. Wozu, wenn es nicht war, um ſich auszuſprechen. Er fand es natürlich, ſich mitzuteilen; von ihrem Gram auszuſagen und dem Wert des Verlorenen, war ja das gewöhnliche Bedürfnis der Leidtragenden.

Aber Carry Forſting mußte andere Gründe haben, ihre Abweſenheit vom Hotel zu verlängern. Sie ſchwieg über ihre Angelegenheiten völlig. Zuweilen machte ſie eine Bemerkung über die Landſchaft, auch kam ſie noch einmal auf Gerlachshauſen zurück und ließ ſich den Ort ſchildern, aber ohne Fragen nach Axels Schickſalen und Familie einzuflechten. Doch wirkte dieſe Zurückhaltung weder konventionell, noch abweiſend, vielmehr wie der Takt eines Menſchen, deſſen Art raſcher Intimität abhold iſt.

„Sie kann ja nicht wiſſen, wie mich ihr Vater und ſeine Frau intereſſiert. Sie kann nicht wiſſen, daß mein bißchen Leben glatt und offen hinging wie eine Landſtraße unter Sonne und Regen,“ dachte Axel, der wohl verſtand, daß ſie weder ſeine Teilnahme zu viel in Anſpruch nehmen, noch neugierig ſcheinen wollte. — Endlich wagte er eine Frage.

„Wird nicht Frau Forſting auch noch in die Kapelle gehen wollen?"

„Ich glaube nicht," ſagte Carry ſanft.

„Seltſam," dachte er. Aber die ruhige, karge Antwort ermutigte ihn nicht zu weiteren Fragen.

„Wenn Vater noch etwas wünſchen könnte, ſo würde er dies nicht wünſchen," ſprach ſie nach einer langen Pauſe. Es war ihr offenbar eingefallen, daß Axel es außergewöhnlich finden müſſe. „Er liebte ſie unendlich. Um ihretwillen hätte er die Welt zu einem Feſtſaal machen mögen — weil das Freudige und Strahlende zu ihr paßt."

Und dann ſetzte ſie noch hinzu, leiſe und ſcheu, wie man von Wahrheiten flüſtert, die ſo grauſam ſind, daß man ſie fürchtet: „Vielleicht hätte er gewünſcht, ſie ſolle nicht weinen . . ."

Und dies ſcheue Flüſterwort verſetzte dem Mann den Atem . . .

Er ſah hinein in ein tragiſches Schickſal.

Er hörte — mit einer erſtaunten, fürchtenden Seele hörte er, was dies Flüſterwort ſagte.

Nicht um ihn weinen, der ſie liebte, weil er den ſchönen Glanz ihrer Augen nicht getrübt denken mochte . . . nicht um ihn weinen, weil ihr von ihm kein Leid kommen ſollte, keins, nie . . . nicht um ihn weinen, denn was war ſein Leben neben ihrem Siegerdaſein . . .

So alſo war dieſe Frau geliebt worden . . .

Er hatte auch längſt begriffen: ſie war es, die mit letzten, heißen Gedanken in der Not der Sterbeſtunde die Seele des Mannes geſucht. Nur ſie. Nach der Tochter hatte er nur gerufen um der Geliebten willen . . .

Ihm war, als beginne ſich aus dem Geſchick des Toten geheimnisvoll eine Drohung zu erheben, die ſich

gegen ihn richtete, ihn mit Augen anſah, vor denen er hätte fliehen mögen, und die ihn doch bezwangen.

Er wehrte das von ſich. Das ſind ja nervöſe Erregungen — bloß Phantaſtereien, dachte er. —

Als ſie ſich nach faſt einſtündiger Wanderung dem Hotel wieder näherten, ſagte Carry: „O, da ſteht Leonie am Fenſter.“

Und ſie winkte mit der Hand. Nun ſah auch Axel hinter dem Glas eines Fenſters im erſten Stockwerk ein weißes Geſicht und eine weiße Hand, die wieder winkte.

Plötzlich dachte er: wollte Carry Forſting der Frau eine unbeobachtete Stunde gönnen? Glaubte die trauernde Tochter durch ihre Zeugenſchaft die andere zu immer neuen Gramausbrüchen zu nötigen, in die dieſe andere ſich vielleicht nur hineinſteigerte?

„Jetzt wird auch Lonny ſich von Ihnen die Vorgänge der geſtrigen Nacht erzählen laſſen wollen. Ich bitte, ſie zu mildern, wo Sie können.“

Damit traten ſie in das Haus. Bald nachher konnte Axel bei ſich feſtſtellen, daß alles, was ihm die Nerven ſo erregt gehabt hatte, wirklich wohl nur Phantaſtereien geweſen waren. Denn er ſaß in ſcheinbarer Ruhe der ſchönen Frau gegenüber, als klarer Beobachter, dem keine Linie ihres Weſens entging.

Der erſte Eindruck ihrer Perſönlichkeit war merkwürdigerweiſe der einer ungewöhnlichen Eleganz. Sie trug ein Trauerkleid, ſchlicht und ſchleppend, faſt bis zu den Knieen mit düſterem Kreppſaum beſetzt. Es war ganz gewiß die unweltlichſte Tracht, in der eine junge Frau ſich zeigen konnte. Vielleicht wirkte ſie durch die ſchlanke Geſtalt, vielleicht auch durch die Sicherheit und Anmut ihrer lebhaften Mienen und Gebärden ſo weltlich.

Ihre Augen füllten ſich mit Tränen, als ſie Axel

beide Hände drückte. Wie nun die dunklen Augen ſo in feuchtem Glanz ſchimmerten und die leiſe geröteten Lider von vielen vergoſſenen Tränen erzählten, verklärte ſich der Ausdruck ihres Geſichts zum Madonnenhaften.

„Erzählen Sie mir — alles — alles," bat ſie und fügte gleich leidenſchaftlich hinzu, „was haben Sie für ihn, für uns getan! Nehmen Sie als Dank unſere Freundſchaft an. Solche Ereigniſſe verbinden für immer. Der Mann, der den letzten Blick unſeres herrlichen, einzigen Menſchen empfing, der *muß* unſer Freund werden."

„Herr Doktor Wernefeld wird dir alles erzählen. Aber rege dich nicht ſo ſehr auf," bat Carry.

„Du haſt recht. Ich will ruhig ſein. Immer in *ſeinem* Sinn mich halten," ſagte ſie.

Sie ſank in einen Stuhl und ſah gehorſam und zärtlich zu Carry auf, die ihr die Wange ſtreichelte.

Noch ehe Axel ein Wort ſagen konnte, begann ſie wieder in lebhafter Klage: „Ach, im Leben hätten Sie ihn kennen ſollen! Sie würden ihn geliebt und verehrt haben wie alle, die ihn kannten. Nicht wahr, Carry, er wurde geliebt, er genoß Freundſchaft wie wenig Männer."

„Gewiß," ſagte Carry. „Aber wir wollen nicht unbeſcheiden ſein, nicht vorklagen und erzählen."

Da flammte die andere auf.

„Es kann nicht unbeſcheiden ſein, von einem ſeltenen Menſchen zu ſprechen zu dem, der ihm den letzten Liebesdienſt erwies."

Axel ſagte, daß er ſo empfinde, als habe er faſt ein Anrecht darauf, ſich von des Verklärten Leben und Weſen erzählen zu laſſen. Denn auch er habe den Eindruck einer ungewöhnlich anziehenden Perſönlichkeit von ihm empfangen.

„Siehſt du!" rief die ſchöne Frau, „ſiehſt du!"

Ihr Wunſch, von den letzten Stunden, vom letzten Lager des Mannes zu hören, ſchien ganz und gar vergeſſen. Von Peter Forſtings Tod war nun faſt nicht mehr die Rede. Die Frau war ganz erfüllt von ſich und von ihm, weil er ein Teil ihres Daſeins geweſen war. Ihr Gemüt floß über von all den Erinnerungen, Vorſätzen, Plänen, die es in den letzten Stunden umdrängt und zerwühlt hatten. So ſah Axel die Umrißlinien des Lebens dieſer Menſchen, und es begann für ihn deutlich zu werden, was ſie in Freud und Leid geweſen waren. Er blickte in Schickſale hinein, die, ohne abenteuerlich zu ſein, ſich doch vom bürgerlichen Durchſchnitt entfernten.

„Niemals wird man wieder einen Mann ſehen, der ſo vielſeitige Begabung, ſo vielſeitige Intereſſen hatte wie er," erzählte Leonie Forſting; „er war muſikaliſch bis in die Fingerſpitzen — w i e hat er mich gefördert in den vier Jahren unſerer Ehe! Mehr als alle meine Lehrer vorher."

„Sie ſind Künſtlerin, gnädige Frau?" fragte Axel betroffen und dachte, „alle Achtung, Mutter Schmeer, vor deinem Blick."

„E r ſagte, ich ſei es! Ich wollte eine werden. Und ſtand noch in Anfängen — Gott, in was für Anfängen! Als er mich kennen lernte. Talent, heißes Wollen! Ja! Aber rundherum die Schranken techniſcher und geiſtiger Unzulänglichkeit, an denen mein Vortrag Grenzen fand, an denen er zerbrach. Aber er ließ mich weiter unterrichten, überwachte den Unterricht, die Lehrer beinahe noch mehr fördernd als mich. Sie geſtanden es auch zu. Erinnerſt du dich, Carry, wie Profeſſor Kleymann rühmte, was er Peters Anregungen verdankte!"

„Ja," ſagte Carry leiſe, „er gab wohl allen!"

„Sie ſind Sängerin!“ ſtellte Axel lebhaft feſt, denn er kannte den Namen Kleymann, und was der ſagen wollte.

„Ich wollte Konzertſängerin werden, ich armes Mäuschen. Da nahm mich Peter an ſeine Seite. Ach, da lebte es ſich gut. Ja, wie warm, das können Sie ſich nicht vorſtellen! Aber ich lernte auch da weiter, wie ich Ihnen ſchon ſagte, denn ich wußte ja immer . . . mußte ja immer darauf gefaßt ſein, daß ich zu dem verlaſſenen Beruf zurückzukehren habe. Das behielt auch Peter ſtets im Auge. Er war kein leichtſinniger Mann, nein, gar nicht.“

Carry, die hinter dem Stuhl der ſchönen Frau ſtand, ſtreichelte ihr wieder ein bißchen die Wange und flüſterte: „Du mußt ja nicht — du mußt ja nicht.“

Das verwirrte Axel. War ſie denn keine reiche Frau? Trat nun Sorge um Brot an ſie heran?

Eine Aufwallung ritterlicher Art machte ihn warm. Er wollte ſagen, daß er ihr Freund und Berater ſein würde, wenn ſie keinen beſſeren ſich wüßte.

Aber ſchon ſprach Leonie.

„Gewiß muß ich,“ ſagte ſie mit wichtiger Betonung, „und ich werde auch zeigen, daß ich kann.“

„Aber Lonny!“ mahnte das junge Mädchen.

„Sollen wir nicht offen zu Herrn Doktor Werneſeld ſprechen? Gibt es in dieſem Augenblick einen Menſchen auf der Welt, der uns näher ſteht? Es iſt wahr, vor achtundvierzig Stunden haben wir noch nichts von ihm, er nichts von uns gewußt. Aber ein ungeheures Ereignis hat uns zueinander geführt. Nicht wahr, Herr Doktor?“

„Ganz gewiß. Meine eigene Verſicherung, daß ich vertrauenswürdig bin, hat ja weiter keinen Wert. Aber trotzdem bitte ſprechen Sie offen, wie Sie wollen.“

„Er gab ſo viel auf den erſten Eindruck. Weißt du

noch, Carry, im Korridor des Wagens flüſterte er uns zu, daß ihm das Geſicht des Reiſegefährten ſehr ſympathiſch ſei, und daraufhin ſahen wir uns vom Bahnſteig aus Herrn Doktor noch einmal gründlich an. Haben Sie es gemerkt?"

Carry errötete. Und Axel hätte faſt gelächelt. Die Frau kam in ſo viel Urſprünglichkeit und Unbefangenheit mit dieſen Worten heraus, daß man gleich erkannte: ſie war gewohnt, alles zu ſagen, was ihr einfiel, und dieſe Art hatte man ihr hingehen laſſen, weil ſie vielleicht zu ihrem Weſen gehörte oder ſie ſcharmant kleidete.

Er fragte: „Alſo gnädige Frau denken daran, auf das Konzertpodium zurückzukehren?"

„Wir haben noch gar nichts geplant und gedacht," ſprach Carry in ſehr beſtimmtem Ton.

Axel ſpürte es, ſie verſuchte, dem drängenden Mitteilungsbedürfnis der Frau in die Zügel zu fallen. Das aber ſtürmte vorwärts.

Denn ſich auszuſprechen, war ja die einzige Betätigung, die das Temperament dieſes ſchönen Geſchöpfs ſich im Augenblick gönnen konnte.

Als Antwort auf Carrys Ton legte Frau Leonie ein wenig den Kopf zurück und lächelte ſie an. Bei dem Lächeln aber wurden ihr wieder die Augen naß.

„Du willſt mich wohl wieder bevormunden, Schwiegermütterchen," ſagte ſie zärtlich. Und ſich mit großer Lebhaftigkeit zu Axel wendend, ſprach ſie weiter: „Ach ja, das muß ich Ihnen doch erklären. Er war ſo bezaubernd, wenn er uns neckte. Und ich war die ‚Tauſendfarbige', und Carry war das ‚Schwiegermütterchen'. Sie wiſſen doch, woher das kommt? Er zitierte Goethe für uns beide. Sie kennen das himmliſche Gedicht an die Phantaſie. ‚Meine Göttin'? Natürlich. Und er

ſagte gern für mich, was da Goethe von der Phantaſie ſagt, Sie erinnern ſich?

‚Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er ſonſt nur allein
Sich vorbehält,
Zugeſtanden
Und hat ſeine Freude
An der Törin.‘“

Sie ſprach es ſchön, vom Wohllaut ihrer klingenden Stimme getragen. Ihre Augen ſprühten wie von Übermut. Man ſah es ihr an: ſie lebte ganz in der Stimmung, die bei ſolchen Zitaten zwiſchen ihr und dem Gatten geglänzt haben mochte.

„Und was mußte Carry hören! Arme Carry! Du weißt wohl:

‚Begegnet ihr lieblich
Wie einer Geliebten!
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus!
Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid’ge!‘“

Sie ſprang auf und fiel Carry um den Hals.

„Ach, Schwiegermütterchen, und du warſt doch der gute Geiſt. Sei nur ſtrenge mit mir — ſehr ſtrenge . . .“

Sie ſchien den Doktor Wernefeld ein paar Augenblicke ganz vergeſſen zu haben. Sie weinte.

Er ſah Carry an. Und er verſtand nicht ganz den Ausdruck ihres Geſichts. Es war beinahe abwehrend und dennoch wie das eines Menſchen, der ſich entwaffnet fühlt.

Leonie trocknete ſich aber ſchon die Augen und ſprach zu Axel: „Alſo ja — ich werde Sängerin werden — von Berufs wegen — und ſchrecklich viel Geld verdienen müſſen — ich bin ſo verwöhnt. Ich weiß genau, daß

mein Mann mir bloß ein winziges Bißchen hinterlaſſen hat. O, er war ſo ehrenhaft — ſo klar, ließ mich ſtets genau wiſſen, wie die Verhältniſſe lagen. Alles Geld gehört ja Carry!"

„Ich bitte dich, Leonie," ſagte dieſe noch einmal.

Sie litt. Axel hätte von plumper Unempfindung ſein müſſen, um den Unterton von Qual in ihrer Stimme nicht zu vernehmen.

„Laß mich doch ſagen, wie alles war! Iſt nicht von ſelbſt jedes Wort ein Ruhm für ihn? Sie müſſen erfahren, lieber Doktor, Peter Forſting — aber Sie haben doch gewiß oft von ihm ſprechen hören, wenn Sie nur ein bißchen bekannt in Berliner Kreiſen ſind?"

Axel ſagte, daß er faſt gar nicht in Berlin bekannt ſei, denn er mochte der Frau, die im Stolz auf ihren Gatten ſtrahlte, nicht antworten, daß Peter Forſting eine unbekannte Größe für ihn geweſen ſei.

„Nun, dann natürlich! Peter Forſting war unerhört begabt. Er war erſt Schauſpieler. Nachher Bildhauer. Aber ſicher war er mehr, wie er ſelbſt ſagte, Anempfinder, mehr Mäcennatur als urſprünglich ſchöpferiſch. Auch zu ſenſibel. Sowie das Handwerksmäßige des Berufs an ihn herantrat, ſowie er ſich an ſtreberiſchen oder plumpen Naturen ſtieß, ekelte ihn alles an. Niemals hat es einen echteren Ariſtokraten gegeben. Nur — bei dieſen Verſuchen — und bei ſtets offener, mildtätiger Hand ging ſein eigenes Vermögen ziemlich auf. Es machte nichts. Carrys Mutter hatte Geld genug. Sie iſt eine ſehr edle Frau geweſen. Bedeutend und klar. Gerade wie Carry. Ich habe mich nie unterſtanden, mich als ihre wirkliche Nachfolgerin zu fühlen — nicht, Carry? — hab' mich nur als Peters bißchen Sonnenſchein und Spielzeug ins Haus geſtohlen."

Und ſie erfaßte ſchmeichelnd Carrys Hand, wie um ſie zum unendlichſten Male um Verzeihung zu bitten, daß auf ihrer Mutter Platz nun eine andere ſtehe.

Es ſah ſehr hübſch aus. Dieſe Gebärde erzählte mehr als alle Worte von den Beziehungen dieſer Menſchen untereinander.

„Peter ſagte mir gleich, daß er nur den vollen Zinsgenuß habe, und daß, wenn er einmal ſterbe, alles Carry gehöre. Aber was er von den Zinſen ſpare, ſei ſein — er wollte auch ſparen — er tat es auch für ſich — aber — aber," ſie lächelte wie ein verlegenes Kind, das noch heimlich ein bißchen ſtolz auf ſeine Unart iſt, „aber, es iſt ſo ſchwer zu ſparen — es gibt ſo viele ſchöne Sachen — Peter war auch ſo glückſelig, wenn ich gut ausſah."

Sie brach ab. Von aufwallendem Kummer überwältigt. Und beendete dann doch bald ihren Satz.

„Ich will ihm ſchon Ehre machen, zeigen, was ich durch ihn gelernt habe. Ja, ich will mich allein durchs Leben ſchlagen!"

Sie genoß dieſe ſtarke und mutige Tat vorweg und ſah aus wie eine, die in märtyrerhaften Nöten ſchwelgt.

„Liebe Lonny — biſt du nicht wie meine Schweſter?" ſprach Carry, „und frage nur Herrn Doktor, was ſein letztes Wort war! Niemals ſoll ich dich verlaſſen! Ich hätte es auch ohne dies Wort nicht getan."

„Ich weiß es!" rief Leonie begeiſtert, „du biſt, wie er war! Aber ich muß auch ſein, wie ich bin. Ihn liebte ich in heißer Dankbarkeit. Ich will nicht mehr dankbar ſein — freien Herzens will ich dich lieben. Zwiſchen ihm und mir war es doch anders. Ihm konnte ich vergelten — denn er liebte mich . . ."

Sie verſtummte. Carry wandte ſich ab und trat ans Fenſter.

Und es war Axel, als höre er noch einmal das ſcheue Wort, das an eine grauſame Wahrheit taſtete: „Vielleicht hätte er gewünſcht, ſie ſolle nicht weinen . . .“

Eine Ahnung ſchlich ſich in ſein Herz von den Leiden dieſer Tochter — die um ſo mehr gelitten haben mußte, je inniger ſie ihre eigene Mutter, ihren Vater geliebt.

Axel ſah, wie das Mädchen dort ſtand, er ſah ihr Geſicht nur im Wangenprofil. Aber er meinte zu erkennen, daß das ganze Antlitz wie verſteinert ſei. So nahm ſie ſich zuſammen, um Faſſung zu bewahren . . .

Er wollte ihr helfen.

„Ich verſtehe und ehre Ihren Vorſatz, meine gnädige Frau. Er berührt ſich ſeltſam mit geheimen Träumen, die ich einſt hatte. Ich glaubte mich auch einmal berufen. Der Glaube war aber ſo zaghaft, daß er mich nicht einmal zu Verſuchen ermunterte. So bin ich denn Dilettant geblieben und genieße dankbar das beſcheidene Vermögen, meinen Mußeſtunden ein wenig künſtleriſchen Inhalt zu geben.“

Bei dieſem papiernen Satz war ihm beinahe zu Mute wie einem unſicheren Toaſtredner, und er war nicht ganz ſicher, ob er ſich nicht grammatikaliſch verheddert habe.

Aber er hatte erreicht, was er gewollt.

Frau Leonie kam von ihren eigenen Gefühlsangelegenheiten auf ſeine Perſon und ergriff ſogleich mit großem Eifer dies Thema, ſich ſchändlicher Rückſichtsloſigkeit anklagend, daß ſie ſich noch gar nicht mit ihm, dem gütigen Samariter, beſchäftigt habe.

Er mußte erzählen woher und wohin. Und wie er den kargen Fragen des Mädchens mit beſcheidener Knappheit geantwortet, ſo machte die temperamentvolle und eindringliche Teilnahme der Frau ihn geſprächiger.

Er erzählte von dem beſcheidenen Gewinn, der geſtern

auf ihn gefallen war in der Lotterie, die das Schickſal ab und zu für jeden Menſchen zu veranſtalten ſcheint. Er ſprach von dem Reiz, den es für ihn als norddeutſchen Menſchen haben werde, ſich in Mitteldeutſchland einzuleben, denn er liebe die raſchere, wärmere Art. Er berichtete, daß Vater und Mutter ihm vor drei und fünf Jahren geſtorben ſeien, und daß er ſeitdem eigentlich heimatlos geweſen. Denn die einzige Schweſter habe die kleine märkiſche Stadt, wo ſein Vater als Arzt gewirkt, auch bald verlaſſen und ſei verheiratet. Und da Frau Leonie Forſting alles wiſſen wollte, ſagte er es: an einen Großinduſtriellen in Frankfurt am Main, Adele Horber ſei ihr Name. Frau Leonie kam es vor, als habe ſie den Namen ſchon einmal gehört. Aber ſie konnte es nicht zuſammenbringen von wem, wann. In ihrem Haus gingen zu viel Menſchen aus und ein.

Aber das hörte ja auf. Das war nun vorbei. Nun kamen die Tage der Entſagung und der Trauer.

Und ſie ſah Carry an, mit dem tränenerfüllten Madonnenblick. Und Carry ſtreichelte ihr tröſtend die weiße Hand.

Axel erzählte von Schmeers und wie ihm bei den alten Leuten zu Sinn geworden, als ſei er ſelbſt doch nur ein Anfänger, der nur in den Vorhöfen des Lebens ein bißchen Beſcheid wiſſe und mehr noch nicht.

Plötzlich fragte Leonie, ob Gerlachshauſen ein Kurort ſei. Axel ſagte, er habe nichts davon gehört. Und von der Frage ging Leonie ſofort zum Entſchluß über: „Wir machen es dazu! Wir kommen hin! Wir paſſen in die Stille mit unſerem Kummer. Wohin ſollten wir wohl ſonſt gehen dieſen Sommer! Man darf ſich in ſeiner Trauer nicht zeigen, wo es laut und luſtig iſt. Die Bekannten ſtört man, und ſie ſtören uns. Aber ſo

ein weltferner Platz, still und schön — oh, das paßte für uns. Und dann hätten wir Sie da, der uns immer wieder von ihm erzählen kann . . ."

„Tun Sie es nur," sagte er und konnte es vor Beklommenheit kaum unbefangen sagen.

Denn er fühlte: sie nahm ihn in ihren Lebenskreis auf. Das war ihr selbstverständlich. Sie stellte sich keine Möglichkeit vor, daß die Beziehung, so seltsam tragisch angesponnen vom Geschick, sich einfach wieder lösen könnte.

Und am Abend dieses Tages, an dem er noch für die Frauen alle trüben und harten Geschäfte besorgte, die mit dem Transport einer Leiche zusammenhängen, geleitete er Leonie und Carry Forsting nach Berlin zurück.

Frau Leonie hatte unter dem Aufwand flehentlichster Bitten darauf bestanden. Sie erklärte es für undenkbar, die düstere Fahrt ohne männlichen Schutz anzutreten. Und endlich fand Carry in sicherem Takt eine Form, die Bitte so zu wiederholen, daß Axel sie annehmen konnte: sie sagte, ihr langjähriger Hausarzt sei dringlich verhindert gewesen, mitzukommen, und es liege doch ihr und Leonie zur Beruhigung ihres Gemütes alles daran, daß Axel selbst den Bericht an den Hausarzt und Freund des Verklärten erstatte. Es war ja klar, sie bat mit solcher Begründung, um Leonies Wunsch erfüllt zu sehen.

Axel hatte eigentlich noch seine Schwester Adele besuchen wollen. Aber er ließ sich nur zu leicht bestimmen, mit den Frauen zu fahren.

## Viertes Kapitel.

Frau Sanitätsrat Schmeer wischte in Axels Zimmer den Staub. Halb aus Vorsorge, daß die übereilige Resi nichts herunterfege und zerbreche, halb ein bißchen aus Kontrolle. Sie konnte es nun einmal nicht lassen, sie

mochte zu gern hineingucken in die Nachbarstöpfe und alle Deckel aufheben. Und wenn sie da was sah, was unrettbar verdorben war, deckte sie schnell und still wieder zu und strich es in ihrem Gedächtnis aus, daß sie überhaupt etwas gesehen. Und wenn ihr schien, man könne noch durch ein bißchen Würze nachhelfen, gab sie unbefangen ihr Wissen zu und sparte nicht mit dem Pfeffer und Salz ihrer Weisheit.

Bei Axel kam noch etwas hinzu außer dem Umstand, daß er Hausgenosse und Nachfolger von Schmeer war. Die kleine, bescheidene Umwelt des „jungen Mannes" zog sie unwiderstehlich an. Sie labte sich am Zigarettengeruch. Sie fühlte sich an jedes Stück aus der studentischen Vergangenheit Axels heran, mit allerlei bewundernden, übermütigen, ja kühnen Vorstellungen. Und sie dachte dann halb an ihren einzigen Jungen, den Georg, der ihr als Student im Duell erschossen worden war, und halb an ihren Schmeer, wie sie ihn im Glanz seiner Bräutigamszeit vor Augen hatte. Ihre weiblichen Instinkte erwachten zu einem kleinen Abendrotschein, dem Nachglanz ferner Jugendwärme. Und sie war in aller Unschuld in den jungen Mann verliebt, auf Greisinnenart, die sich der unbefangenen keuschen Zärtlichkeit halbwüchsiger Mädchen wieder nähert. Oder vielleicht nicht in ihn, sondern in die Erinnerungen, die durch ihn zu frischerem Leben erweckt wurden, und sie verwirrte das in ihrem Herzen: die Erinnerungen und den Erwecker.

Kurz: gleich nach Schmeer kam nun Axel.

Schmeer stellte sich in seiner ruhevollen Weise wohl einmal die Diagnose, daß sie einen Narren an dem jungen Doktor gefressen. Dann sagte sie kopfschüttelnd „aber Schmeer!" um nach einer kleinen Pause ein wenig aufzumucken und hinzuzusetzen: „Ist er denn nit ein

lieber Menſch? Haſt du denn was auszuſetze am Junge? Möchſt nit ſelbſt, es wär' unſer eigner?"

Die Bezeichnung „der junge Doktor" war längſt dahin abgekürzt, daß es nur noch „der Junge" hieß bei Schmeers, in Gerlachshauſen, im Kreis der ganzen Praxis. —

Ganz beſonders gefiel es den beiden Alten, daß Axel ſelten ſeine Abende im „Reichsapfel" verbrachte, wo der Rechtsanwalt Spanier im intimen Herrenkreis einen recht lockeren Ton angeben ſollte. Vielmehr muſizierte der junge Doktor oft für ſich in ſeinem Zimmer, und dann machten Schmeers ihre Stubentür auf und horchten. Frau Schmeer war nicht muſikaliſch und hatte auch zu wenig in ihrem Leben Kunſtgeſang gehört, um ein Urteil zu haben. Sie genoß es nur ſo im allgemeinen, einer unbeſtimmten Weichmütigkeit ſich hingebend. Der Klang dieſer Stimme machte ihr die flinken Gedanken ſo angenehm ſtill. Wenn man ſo ſaß im Abenddämmer, während vom Garten herein über den kühlen Flur die Sommerdüfte kamen und die Tonwellen des Geſangs durch das Haus ſchwollen, war es gerade, als löſe ſich die Welt in ſanftmütigen Frieden auf. —

Die Sommerſonne hatte ſich ganz verkrochen, zum offenen Fenſter kam ein Regendunſt herein. Er ſchwebte den ſchwarzgrauen Wolken voran, die merkwürdig tief unterm Himmel hingen, wie zerfetzte Verwandlungsſchleier auf einer Bühne. Sie funktionierten nicht und wurden nicht aufgezogen und gaben keine freundlichere Szene frei.

Vielmehr fing nun ein rauſchender Tropfenfall an herniederzuſtreichen. Die Frau hielt in ihrem Geſchäft inne und ſah wohlwollend in die graue Näſſe hinaus, die noch düſterer ſchien, weil ſie vor dem Hintergrund

bewaldeter Berglehnen die Luft erfüllte. Es war recht, daß es so in plumpen Tropfen heruntergoß. Nach der Ernte brauchte man nun Regen, damit die Wiesen zum Herbstheuen in guten Graswuchs kamen.

Den Schreibtisch sparte Frau Schmeer sich immer bis zuletzt auf. Der machte ihr am meisten Spaß und Ärger, sprach am intimsten zu ihr vom „Junge". Gern hätte sie es ihm gesagt, daß er die vielen unnützen Sachen davontun solle. Aber das kam ihr nicht zu, natürlich nicht. Aufdrängerisches Wesen zerstört jedes gute Verhältnis. Zutrauen darf nicht mit Bevormundung vergolten werden. Das ist üble Münze. Die nimmt kein Mensch gern in Zahlung. Denken kann man, was man will, sprechen nur, was mit der eigenen und des anderen Würde gut zusammenklingt.

Und Frau Schmeer begnügte sich damit, jeden Tag von neuem die Bilder und das Bronzefigürchen, eine halbnackte Bacchantin, die einen weinumkränzten Stab schwang, ein wenig mißbilligend und zugleich besonders gründlich abzuwischen.

Daß die Damen ihm ihre Bilder geschenkt hatten, war begreiflich, wenn auch nicht durchaus nötig gewesen. Daß er sie in dem prachtvollen Doppelrahmen auf seinem Schreibtisch hatte, war aber gewiß unnötig. Resis Frage: „Hat er denn gar zwei Bräut', der Junge?" war ärgerlich genug zu hören gewesen.

Den Rahmen hatte ihm diese Frau Forsting dazu geschenkt. Er war von Tulasilber und hatte natürlich viel Geld gekostet. Nun ja, sie wollten ihm auf alle Weise zeigen, daß sie ihm dankten. Aber Frau Schmeer für ihre Person fand es arrogant, zum eigenen Bild so einen Rahmen zu geben. Er bekam damals ja schon als „Aufmerksamkeit" als „bescheidenes Andenken" die Statuette

von Bronze. Frau Schmeer meinte, das sei genug Geschenk gewesen.

Sie war natürlich nicht prüde. Sie hatte zu viel elende und siechе Körperlichkeit gesehen, um nicht an kräftigen, schönen Leibern Freude zu haben. Aber in der Bewegung dieser kleinen Gestalt war etwas, das sie ärgerlich fand. So ein leidenschaftliches Hinstreben zu einem Menschen oder zu einer Empfindung, jedenfalls zu einer heißen Freude. Und dann: die Frau Forsting auf dem Bilde sah der Statuette ähnlich. Das ließ sie sich nicht ausreden. Sie vertraute ihre Entdeckung Schmeer an. Der kam einmal voll schweigsamer Umständlichkeit zum Vergleichen und fand es gar nicht.

Aber da Frau Schmeer eigentlich nicht daran gewöhnt war, daß er etwas n i c h t fand, was sie schon festgestellt hatte, setzte sie ihm auseinander, daß er keinen Blick für Ähnlichkeiten habe. Die Frau auf dem Bild hatte doch auch etwas Strahlendes, so etwas von einer, die vor lauter Lebensreichtum nicht wohin weiß. Wenn Schmeer das nicht sah. . . . Und da sagte er ihr zu Gefallen sein bedächtiges „ja, ja". Nun genoß sie es beim Abwischen immer, denken zu können: Schmeer findet es auch, und ehe Schmeer so etwas sieht, muß es schon stark ausgesprochen sein. —

Da lag auch schon wieder so ein Brief. Sie kamen ein bißchen oft, diese schwarzumrandeten Briefe. Frau Schmeer taxierte, daß die Damen in ihrer Trauer, die jede Gesellschaft verbot, sich ein bißchen langweilten und sich daher die Zeit verkorrespondierten. Es waren zwei verschiedene Handschriften auf diesen Briefen. Gern hätte sie gewußt, wie die Damen und ihre Handschriften zusammengehörten, und ob die, die man am häufigsten sah, von der Frau oder dem Fräulein stammte. Aber

ſo eine Neugier läßt man nicht merken. Deren ſchämt man ſich ein bißchen; denn ſie iſt ja eigentlich auf dem Niveau der Reſi, die auch gern an Türen lauſcht und ſich verzehrt, wenn da was geſchieht, deſſen Zuſammenhang man ihr nicht auf die Naſe bindet. Ja, ja, man hat's eben immer noch nötiger mit dem Kopfſchütteln über ſich ſelbſt, als über andere. Mit dieſen Gedanken beendete Frau Schmeer für heute ihre Arbeit und ging mit dem Staubwedel unter dem Arm und dem Teebrett voll Frühſtücksgeſchirr in den Händen durchs Wartezimmer hinaus, um in der Küche zu verſchwinden.

Dann war es ſtill im Haus. Die Glastür zum Garten ſtand offen. Draußen begoß der Regen Bäume, Gebüſch und Blumen, daß ihnen das grüne und bunte Blattzeug ans Aſtgerippe klatſchte. Die Flieſen im Flur hatten eine feuchte, kräftig lila-graue Farbe. Aus den Ritzen der Küchentür drangen zuweilen Dunſtwolken, die nach kochendem Obſt und Bohnenkraut rochen und ankündigten, daß die Zeit gegen den Mittag ging.

Endlich kläffte die Haustürglocke mit ihrem langatmigen, harten Gebimmel in die Stille hinein. Axel kam von ſeinen Vormittagsbeſuchen zurück. Draußen klapperte der Wagen davon; denn den Vormittag verwandte Axel, der Zeiteinteilung ſeines Vorgängers folgend, auf die Kranken in den Dörfern. Am Nachmittag beſuchte er die im Städtchen, und von halb drei bis halb vier hatte er ſeine Sprechſtunde. Das war die Neuerung. Dem alten Schmeer liefen die Leute zu allen Zeiten ins Haus, und wenn er nicht da war, klagten ſie ſich einſtweilen bei Frau Schmeer aus und empfingen vorläufige Ratſchläge.

Beim Klang der Glocke trat Frau Schmeer auf die Schwelle der Küchentür. Sie wollte nur einmal hören,

wie's denn der Frau Nella gehe mit der hartnäckigen Atemnot. Nervöses Asthma sei es? Nein, was für Zeiten, wo schon die Bauersleut Nerven bekämen. Also besser gehe es? Ja, ja, die neuen Methoden. Man müsse nicht eigensinnig sein und das Alte loben, das heiße der menschlichen Intelligenz die fortschreitende Einsicht absprechen. Schmeer sei auch mitgegangen, habe viel verlassen von dem, was ihm in seinen jungen Jahren das Beste schien. Und ob sonst was von Interesse gewesen sei? Was? Die Frau vom Schulmeister Goblius habe was Kleines? Und sei nun schwach? Da wolle sie doch morgen eine Flasche starker Bouillon ins Doktorwägelchen legen und ein Pfund Kakao. Axel sei wohl so gut und gebe es mit einem schönen Gruß ab.

Und wie es denn wär' mit einem Kosthäppchen? Sie hätten so gute Kartäuserklöß mit Dunstobst, wie man sie im „Reichsapfel" eben doch nie bekäme.

Zu ihrer Freude sagte Axel „gern", und das gab ihm die Freiheit, den Wurfleinen ihrer Gesprächigkeit zu entrinnen. Er ging ins Wartezimmer, wo die Rohrstühle vor den Wänden standen, als sei hier ein Wirtshausballsaal. Er nahm den Gummimantel ab, der vom Regen blank und glatt war wie eine Schlangenhaut und hing ihn an den eisernen Garderobeständer, dem einzigen weiteren Ausstattungsstück des Wartezimmers.

Als er in seine Studierstube trat, sah er gleich den Brief. Der lag einsam und wichtig auf der roten Decke des Sofatisches. Und wenn Frau Schmeer hier gewesen wäre, würde ihr nicht entgangen sein, mit welchem aufglänzenden Blick Axel den Brief begrüßte.

Er erbrach ihn eiligst und las: „Lieber Freund! Also nun endlich, endlich. Es war ja gerade in den letzten Monaten, als sei man nur in der Welt, um sich

von Behörden, Hauswirten und Handwerkern malträtieren zu laſſen. Vor lauter ärgerlichen Geſchäften kamen wir manchmal kaum dazu, an den armen Peter zu denken. Sie glauben gar nicht, mit wieviel umſtändlichen Formalitäten man dem Geſetz die Klarheit klarer Verhältniſſe klarlegen muß, und was ſo eine Behörde alles wiſſen will, nachdem das Familienoberhaupt dahingegangen iſt. Aber nach dieſer Hinſicht iſt nun alles beendet und der letzte Streuſand verſchüttet; das heißt, ich glaube, Streuſand iſt nicht mehr Mode in den Amtsſtuben Alſo: Löſchblatt. Schade. Denn nicht wahr? Bei Streuſand kann man ſich vielmehr denken: Brillen und ſchnüffelnde Mienen und angegraute Taſchentücher, die aus Rocktaſchen hängen. —

„Mit dem Umzug ſind wir nun auch fertig. Carry war es, glaube ich, ſchwer, daß uns der Hauswirt kündigte. Sie ſagt ja nie viel, wenn ihr etwas weh tut. Aber ſie wird dann ſo ſchrecklich blaß. Als ſie hörte, daß der Hauseigentümer zum Herbſt ſelbſt die Wohnung haben wolle, machte ſie ihr Leidensgeſicht. Mir war es in einer Hinſicht auch leid, denn einen ſo ſchönen Muſikſaal bekomme ich nicht wieder. Meine Stimme klang da ſo gut. Aber wegen der Erinnerungen an den armen Peter? Mein Gott, die nimmt man doch mit ſich, die hängen doch nicht an den Wänden. Im Gegenteil, man kann ſich ja immer alles viel deutlicher vorſtellen von einer veränderten Umgebung aus. Daß wir, wenn es denn doch ſein mußte, lieber gleich zogen, fand ich auch beſſer. Wir hätten uns ſonſt zu lang mit all den Fragen beſchäftigt, die mit ſo einem Wohnungswechſel zuſammenhängen. Und das iſt ja ſchrecklich langweilig, monatelang immer zu den gleichen Gedanken zurückkehren zu müſſen.

„Und nun können wir endlich reiſen. Daß Station I Gerlachshauſen ſein wird, iſt ausgemacht. Wir ‚kreieren‘ einen neuen Luftkurort. Schade, daß ich noch keine berühmte Künſtlerin bin, ſonſt käme es in die Zeitungen und Gerlachshauſen in die Mode.

„Leider gibt es dann noch eine Station II, denn Carry ſcheint etwas blutarm. Doktor Strauß wünſcht, daß wir einen Höhenort aufſuchen, ſo werden auf Gerlachshauſen nur zwei Wochen fallen. Carry hat das mit Doktor Strauß ausgemacht, und da die liebe Carry nichts tut, als mich verziehen, muß ich hier wohl ſchweigend fügſam ſein, wenn ſich's um ihre Geſundheit handelt! Denn ich, ich bliebe ſonſt ganz gern in einem ſolchen Idyll. Ich hab' mir ſchon tauſend reizende Stimmungsbilder ausgemalt von Gerlachshauſen.

„Auch ſind Sie doch dort, und wir können immerfort mit Ihnen von dem armen Peter ſprechen!

„Am 1. Oktober müſſen wir wieder in Berlin ſein. Dann iſt auch Profeſſor Kleymann wieder da, und meine Studien müſſen mit großem Ernſt betrieben werden. Denken Sie, lieber Freund, wahrſcheinlich werde ich ſchon im Winter einmal ſingen, in einem eigenen Konzert. Der Konzertagent, mit dem Peter ja ſehr gut bekannt war, intereſſiert ſich beſonders dafür. Vermutlich wird es ſo werden, daß ich mit einem jungen ruſſiſchen Komponiſten zuſammen einen Abend veranſtalte. Ein Orcheſterkonzert, das hat viel mehr Gewicht und wird auch von der Kritik mehr beachtet. Aber das kann ich Ihnen ja alles erzählen, wenn wir am Sonntag kommen.

„Sie ſind ſeit langer Zeit auf dieſes Ereignis vorbereitet und haben auch hoffentlich jenen Teil der Gerlachshauſer Einwohner darauf vorbereitet, der uns Obdach und Nahrung geben ſoll. Schwiegermütterchen

läßt Ihnen ſagen, ſie ſei im voraus mit allem einverſtanden, wie Sie es arrangieren. Ich bin es auch. Offiziell! Heimlich: bitte ſchön, keine Wohnung in einem Haus, wo's muffig riecht, und wo Spinnen ſind. Gegen dieſe beiden Daſeinsübel bin ich waffenlos.

„Ich ſchicke hiermit dem lieben Freund viele Grüße und ſchließe die Epiſtel. Leonie Forſting."

Das war ganz ſie. Ganz ſie. In ihrer faſt kindlichen Anmut, mit ihren ſchweifenden Gedanken, die niemals bei einem Gegenſtand bleiben konnten, ſondern ſich wie ein munterer Sonnenſtrahl weiterſpannen und beleuchteten, was ſie gerade trafen.

Er glaubte, ſie ſprechen zu hören, und das Blut brauſte durch ſeine Adern.

Kaum hatte er es zu Ende geleſen, ſo trat Frau Schmeer mit dem verheißenen Koſthäppchen ein.

Sie ſah die vielen Bogen in ſeiner Hand, und daß aus ſeinen Augen ein ganz beſonderes Licht ſprühte.

„Frau Sanitätsrat, was ſagen Sie dazu, die Forſtingſchen Damen kommen nun wirklich, um ſich hier in der Stille zu erholen."

Was ſie dazu ſagen ſolle? Ganz einfach dieſes, daß ſolche Damen wohl ſchwerlich hierher paßten, denn an der Natur ſehe ſich manches Auge bald ſatt und für andere Schauſpiele ſei hier nicht geſorgt, es müſſe denn ſein, daß die Damen von ſich aus die Ruhe hier mit Unruhe erfüllen wollten, um Unterhaltung zu haben; ſolche Weſen gebe es, gerade wie von Zündſtoff, ſich und anderen immer Gefahr zum Aufliegen.

„Aber Frau Sanitätsrat . . ."

Aber wenn ſie das Wort hatte, ließ ſie es ſich nicht entzweiſchneiden, ſondern verſtärkte nur die Betonung.

Was hingegen an und für ſich die Frage betreffe,

ob Gerlachshauſen ein Platz zum Erholen ſei, ſo habe ſie es immer geſagt, man müſſe ſich ein wenig rühren. Ortſchaften mit vier Maulwurfshügeln und zehn Tannen drum herum gäben ſich jetzt als Mittelgebirgsluftkurorte aus. Da hätte Gerlachshauſen denn doch mit gediegeneren und ausgebreiteteren Schönheiten aufzuwarten. Und inſofern könnte es noch nützliche Folgen haben, wenn zwei Damen hierher kämen, die ſich, wie Axel erzählt habe, eines ſehr großen Bekanntenkreiſes rühmen könnten.

Ihre kritiſche Haltung gegen die Forſtingſchen Damen legte ſich wie eine nüchterne kalte Hand auf die heiße Erregung Axels.

Ganz anders war hingegen die Aufnahme, die ſeine Nachricht im „Reichsapfel" fand. — Der Rechtsanwalt Spanier ging, die Hände in den Hoſentaſchen, am Rücken der Stuhlreihe hin und her und wartete auf ſeine Tiſchgenoſſen. Die Tafel war viel zu lang, und noch keines Menſchen Auge hatte ſie je ganz beſetzt geſehen. An Kaiſers Geburtstag wurde oben im Saal gegeſſen. Für gewöhnlich lagen der Tafel in der großen Wirtsſtube zu ebener Erde nur ein halbes Dutzend Gedecke am Kopfende auf. Und auch von dieſen wurden zumeiſt nur die vier für die Abonnenten beſtimmten benützt.

Es präſidierte dieſer Tafel der Rechtsanwalt Spanier, der Lebemann von Gerlachshauſen. Groß und wohlbeleibt war er und kleidete ſich bei einem Kaſſeler Schneider. Durch ihn lernte man die außerordentlichſten Weſten kennen, und daß er je länger als eine Saiſon den gleichen Überzieher getragen hätte, deſſen erinnerte ſich niemand. Seine Züge waren ein wenig ſtark und voll männlicher Kraft. Sein brauner Schnurrbart war zwar nicht aufgebürſtet, aber höchſt gepflegt. Er zeigte das gleich-

mütige Selbſtbewußtſein eines Mannes, der ſich nicht viel aus den Dingen und Menſchen rund herum machte. Zuweilen, wenn er mit Leuten ſprach, konnte er ſie ſehr merkwürdig anlächeln, was ihnen ſofort das Gefühl beibrachte, als ſeien ſie im Begriff, ſich dumm zu benehmen. Das war vielleicht die größte Feinheit ſeines Verſtandes: ſich ſelbſt nie als den Geſcheiteren aufzuſpielen, ſondern den anderen zu ſuggerieren, daß ſie minder ſeien. Seine Autorität in ganz Gerlachshauſen war unbegrenzt, aber im „Reichsapfel" war er einfach der erſte Mann der Gegenwart.

Der zweite Tiſchgenoſſe war der „Referendar", der am Amtsgericht wirkte und naturgemäß in ſeiner Erſcheinungsform wechſelte. Zur Zeit war es ein blonder, hübſcher, immer etwas blaſſer und müder Referendar von Woyta, auf deſſen Appetit und Weinwahl Frau Timmermann, die ſtattliche, verwitwete Inhaberin des „Reichsapfel", beſondere Aufmerkſamkeit richtete.

Dann aß der Oberlehrer am Progymnaſium, Doktor Sörgel, beſtändig im „Reichsapfel" zu Spaniers gelegentlichem Erſtaunen. Denn er, Spanier, tat, was er konnte, den Tiſchgenoſſen zu vertreiben. Aber Doktor Sörgels Selbſtbewußtſein war weit über das landläufige Durchſchnittsmaß ausgewachſen, und er hielt alle Anweſenden im tiefſten Grunde für ungebildet. Er war hager, grauhaarig, verärgert, trug einen Schnurrbart, einen goldgefaßten Kneifer und beleidigte Spaniers anſpruchsvolles Auge durch Krawatten von ſchlechteſtem Geſchmack und ſchmutzige Nägel.

Als Axel eintrat, ging alſo Spanier hinter der Stuhlreihe, die ihre Rücklehnen den Fenſtern zukehrte, auf und ab.

„Noch kein Menſch hier?"

„Warten wohl den Regen ab," meinte Spanier. Er und Axel wohnten ja in der Nähe. Aber der Referendar, der zwar im „Reichsapfel" ſelbſt logierte, mußte jetzt vom Gericht und Sörgel von der Schule herkommen, und es goß gerade beſonders heftig mit der Wucht eines Gewitterregens. Oberhalb der Scheibengardinen ſah man am Fenſter zuweilen aufgeſpannte ſchwarznaſſe Schirme vorbeitragen, die die Daruntergehenden ſo dicht über ihren Köpfen hielten, daß man von dieſen nichts erkannte.

„Wer weiß, ob Sörgel überhaupt wiederkommt."

„Warum denn nicht?"

„Nun — nach geſtern!"

„Ach, Sie meinen, weil ich ihm geſtern meine Meinung geſagt habe? Wenn ein Menſch auch aus 'ner ſchlechten Kinderſtube kommt: er ſieht doch nachher, wie ſich gut erzogene Menſchen betragen und pflegen."

„Seien Sie doch ſtill — da kommt er ja," ſagte Axel.

„Nicht wahr, lieber Doktor," ſprach Spanier und nickte dem eintretenden Oberlehrer zu, „wir ſprechen gerade von ſchlechter Erziehung, und ich vertrete die Anſicht, daß man in Charakterfehler immer mal wieder verfällt, trotz beſſerer Einſicht. Aber von den primitiven Unarten äußerlicher Erziehungsmängel befreit man ſich leicht und ganz. Was meinen Sie?"

Doktor Sörgel ſchwenkte in der Nähe des Garderobeſtänders bei der Tür ſeinen Hut aus, denn ſein Schirm war nicht mehr ganz dicht.

„Wie ſoll ich mit Ihnen über pädagogiſche Fragen ſprechen," ſagte er mit mokantem Lächeln, „das iſt ja ein Gebiet, auf dem Sie vollſtändig Laie ſind."

„Freilich, freilich," meinte Spanier mit wohlwollendem Ausdruck, „hier wie überall teilt es ſich in Theorie

und Praxis. Der eine erzieht — der andere hat Erziehung. Ah — da kommt ja endlich auch unſer junger Held."

Der Referendar von Woyta trat ein, nicht vom Flur her, ſondern durch die Tür, die ins Innere des Hauſes führte. Faſt zugleich erſchien auch hinter der Tonbank Frau Timmermann, unter Vorantritt des Pikkolos, der die Suppenterrine trug.

„Herr von Woyta," ſagte Spanier, „die Abonnenten des Mittagstiſches vom ‚Reichsapfel' bereiten eine Petition vor."

„Nanu?" fragte Axel.

„Die geiſtreiche Zwiſchenbemerkung unſeres Freundes Wernefeld iſt dahin zu beantworten, daß in dieſer Petition zum Ausdruck gebracht werden ſoll, Herr von Woyta möge ſich eines pünktlichen Erſcheinens befleißigen, damit wir nicht auf die Suppe zu warten brauchen. Unſere ſchöne Wirtin hat die Uhr ihres Hauſes nach dem Kommen und Gehen des verehrten Herrn Referendars geſtellt."

Die dunkeläugige üppige Frau Timmermann, die im hellblauen Sommerkleid und einer weißen Schürze keineswegs nach trauernder Witwenſchaft ausſah, lächelte. Aber Herr von Woyta ſprach eifrig: „Darin irren Sie vollſtändig, Frau Timmermann nimmt gar keine beſonderen Rückſichten auf mich. Wie ſollte ich wohl dazu kommen."

„Ach," ſagte Spanier kummervoll, „wenn ich bedenke, daß es auch einmal m e i n e Leibgerichte gab! Aber die Zeit iſt hin, wo Berta ſpann."

„Aber Herr Rechtsanwalt!" ſprach Frau Timmermann und ſah nicht von fern aus, als nehme ſie ihm was übel.

Der Pikkolo trug die Suppenteller an die Plätze, und die Herren ſetzten ſich.

Spanier begutachtete das Menü. Und als er es geleſen hatte, nickte er lobend zum Büfett hinüber.

„Sehen Sie wohl!“ ſagte die Frau.

„Ich möchte Sie um einen Rat bitten,“ begann Axel, nachdem man eine Weile ſich dem Eſſen gewidmet hatte; „Sie wiſſen hier doch beſſer Beſcheid als ich.“

„Lieber Doktor,“ wehrte Spanier ab, „ich beſſer als Sie? Der Sie in Räume kommen, die ich nie betreten darf! Der Sie Intimitäten kennen, die mir ewig ein Geheimnis bleiben werden!“

„Nein, ganz ernſthaft. Und in einer ganz einfachen Sache. Alſo: zwei mir befreundete Damen aus Berlin wollen hier vierzehn Tage ſich in der ſchönen Luft erholen. Und da möchte ich wohl wiſſen, wo ich am beſten Wohnung für ſie fände. Denn unſere verehrte Frau Wirtin wird es ja wohl nicht übelnehmen: hier im ‚Reichsapfel‘ wäre es nicht ruhig und nicht ländlich genug.“

„Ei, ei, ei, ei, ei, ei, ei,“ machte Spanier mit rhythmiſcher Skandierung.

Zu ſeinem unausſprechlichen Ärger wurde Axel rot.

„Nichts zu ei, ei'n,“ ſagte er ernſt, „es ſind Frauen in tiefſter Trauer. Die Forſtingſchen Damen.“

Nun ließ Spanier alle Neckerei beiſeite und zeigte ein großes ſachliches Intereſſe.

„Hören Sie mal,“ ſprach er, „das freut mich aufrichtig. Ich habe immer geſagt, man müßte Sommergäſte heranziehen. Aber die Stadtverwaltung hatte recht: Reklame konnte ſie nicht machen, weil ihr das auch gewiſſe Verantwortlichkeiten und Pflichten aufzwang. Der Zufall mußte das mal bringen. Und es iſt erſtaunlich, wie oft ſich von ſolchen Zufallsgäſten aus der Ruf eines Ortes verbreitet. Laſſen Sie uns mit vereinten Kräften alles aufbieten, es den Damen hier behaglich zu machen.“

Nun wurde ein förmlicher Rat abgehalten, zu dem

man auch Frau Timmermann hinzuzog, die dann alsbald die führende Stimme darin bekam. Das Ergebnis war, daß Axel versuchen solle, ob nicht Herr und Frau Major von Bassing drei Zimmer abtreten würden. Die hatten ein nettes, villenartiges Haus in der Thüringer Straße, die vom Markt abging. Majors waren hierher verschlagen, weil es hübsch und billig war, welchen Umstandes der Major sich von irgend einem Manöver her erinnerte. Und da ihre beiden Söhne im Hannoverschen und im Thüringischen standen, hatte die geographische Lage von Gerlachshausen ihnen auch zugesagt. Sie lebten in bescheidener Auskömmlichkeit und würden eine Extraeinnahme vielleicht nicht von der Hand weisen. Zum Mittag- und Abendessen müßten die Damen in den „Reichsapfel" kommen, oder Frau Timmermann konnte ihnen alles hinschicken, wie sie überhaupt in jeglicher Weise bereit war, in dieser Angelegenheit zu dienen, wo es ging.

Als man auseinanderging, nahm Spanier Axels Arm und begleitete ihn unterm Schirm durch den versiegenden Regen bis an das Schmeersche Haus.

„Hören Sie mal," sagte er, „ob nun die Damen sich gesellig zeigen und in den ‚Reichsapfel' kommen oder in ihrer Trauer und Einsamkeit bloß für Sonnenauf- und -untergänge und Blumenpflücken Sinn haben: mich stellen Sie vor. Was?"

„Wie kann ich das versprechen," meinte Axel in rasch aufwallender Eifersucht, denn Spanier war ein Mann, der allen Frauen wohlgefiel.

„Sie können es erbitten. Man wird es Ihnen nicht abschlagen. Sie können den Damen erzählen, daß ich ein leidlich netter Mensch mit einigen Anlagen zu höherer Kultur bin, der aber im Begriff ist, zu verkommen,

weil ihm jede Anregung fehlt. Dann werden sie das weibliche Bedürfnis empfinden, mich zu retten."

Am Nachmittag des gleichen Tages war alles in schönster Ordnung. Majors verhehlten kaum ihre angenehme Überraschung über den Zwischenfall. Axel machte eine Miete aus, die Carry gewiß niedrig erscheinen mußte, nach hiesigen Verhältnissen aber stattlich war. Auch für das erste Frühstück wollte die Majorin sorgen und gern alles so zurechträumen, wie Axel es für nötig erachtete, selbst wenn sie und ihr Mann dann ein bißchen zusammenkriechen sollten. Das war ja eine großartige Perspektive, wenn man fortan jedes Jahr an Sommergäste würde vermieten können! Sie werde es den Damen schon so machen, daß sie immer wieder kämen.

Frau Schmeer war geradezu verdutzt, als Axel abends zu ihr und ihrem Mann kam und erzählte. Sie hatte sich inzwischen zurechtgelegt gehabt, wie alles am besten einzurichten wäre.

Und dann, als sie spürte, man sehe ihr das gekränkte Erstaunen an, fuhr sie mit offener Rede über sich selbst her. Was wollte sie denn? Sie war ja ein bißchen kritisch in ihrer Haltung gewesen. Das muß nicht sein: erst absprechen und dann noch bestimmen wollen. Das ist so eine unleidliche Schwäche von vielerfahrenen Leuten, die manchmal die Vielerfahrenheit zur Last für die anderen macht.

Worauf Schmeer sagte „ja — ja" und Axel ihr glücklich die runzlige kleine Hand drückte.

Sie sagte dann noch, daß Axel ihr nur die Damen bringen solle, das hieße, wenn die gebracht sein wollten. Und eine Kaffeestunde lang wolle sie sie schon unterhalten.

Bis zum Sonntag! Das waren nun noch fünf Tage. Er erfuhr, was es für einen Menschen von star-

kem Temperament heißt: warten. Die Phantaſie kam, nahm ihn bei der Hand und führte ihn ins Land der Unwirklichkeiten, wo es von Farben und Klängen um ihn ſchwirrte und kein Bild mehr eine deutliche Linie hatte.

Er verzehrte ſich in Sehnſucht, aber er gab es ſich nicht zu, daß es ſie ſei, die ihn quäle, und die doch in ihm brannte wie ein ſchwelendes Feuer, das nur ein Lüftchen braucht, um hinauszuſchlagen in hellen Flammen.

Aber abends, wenn er muſizieren konnte, dann leuchtete die Sehnſucht durch ſeinen Geſang wie ein Lichtſchein durch ein Transparent und machte ſie für alle leſerlich.

Im räucherigen Hinterzimmer des „Reichsapfel", wo ein Klavier ſtand, gab er ſich einen ganzen Abend zum Barden her und ſang mit der freudigen Unermüdlichkeit des Dilettanten alles, was man forderte. Spanier ſpielte mit Doktor Krolpa und dem Holzhändler Groß Skat. Aber ſie unterbrachen alle Augenblicke die Partie, um zuzuhören. Und Spanier genoß vergnüglich die ſentimentalen Blicke, die der junge Woyta an die hübſche Wirtin zu richten ſuchte, die ſich auch zum Zuhören einfand. Alle „Reißer", die Axel zwiſchen ſeinen Noten hatte, ſchallten von den Wänden wider, und als endlich natürlich auch „eine Krone im tiefen Rhein" lag, ſangen die Anweſenden in einem Gemiſch von Ulk und Erhobenheit brauſend mit. Die Gerlachshauſener aber, die zufällig das Nebengäßchen an der Seitenfront des „Reichsapfel" entlang kamen, dachten, daß es ja wieder toll bei der Timmermann zugehe.

An einem anderen Abend blieb er allein mit ſeiner Muſik in ſeinem Zimmer. Die Fenſter ſtanden offen, die ſchwarze Auguſtnacht war ſchwül.

Drunten im Lusthäuschen im Garten saß die alte Frau und horchte den Tönen nach, die aus dem Fenster kamen und in die Nacht hineinwallten.

Ganz vorsichtig sagte sie ins Dunkel hinein: „Ich weiß gar nicht, ich muß immer dran denke, wie unser Georg für dem Bürgermeister sein Käthche schwärmte."

Als Antwort glühte das Lichtpünktchen einer Zigarre stärker auf. —

Endlich aber waren auch die fünf Tage überwunden, und der Sonntagnachmittag kam, an dem Axel mit den beiden Frauen durch die Straßen Gerlachshausens fuhr, vom Bahnhof her.

Und wo er mit ihnen auf dem Balkon des ersten Stockwerks der kleinen Villa stand, um ihnen die Aussicht zu zeigen, nachdem er von ihnen gehört hatte, daß sie die Wohnung reizend fänden.

Sie waren noch in tiefer Trauertracht. Natürlich, denn drei Monate erst, fast auf den Tag, waren ja nur vergangen, seit man Peter Forsting ins Grab gesenkt. Dennoch aber, trotz Kreppbesätzen und stumpfer Schwärze der Gewänder, kamen sie Axel nicht mehr wie der richtige Trauerpomp vor, nicht mehr so erdrückend feierlich. Die Frauen hatten vielleicht nur wegen der Sommerhitze die wallenden Schleier abgelegt, und Leonie trug nicht mehr den Kapotthut mit der Witwenschnebbe. Sie sahen mit den runden Hüten und den Blusenkleidern jugendlich aus, wie es ihnen gemäß war. Und ihre Stimmung zeigte unbefangene Freundlichkeit, ja aus Leonies dunklen Augen blitzte eine kaum gebändigte Heiterkeit.

Axel war in einen glückseligen Zustand geraten, als er dies auf den ersten Blick erkannte.

Und nun überhäufte Frau Forsting ihn noch mit

Lob. Die Stuben waren ja zu niedlich. Die mittlere, der „Salon", förmlich geräumig. Und was für drollige Stickereien überall: Journalbänder und Wischtuchkörbe und Bilderrähmchen. Und die Fuchsfelle mit roter Tuchkante vor den Betten. Und der spinnwebfeine gehäkelte Riesenstern auf der buntgeblümten Sofatischdecke. Am allerschönsten war aber das Tintenfaß auf dem Schreibtischchen: ein förmlicher Aufbau von Säbeln und Kanonen und Helmen, geradezu ein kriegerisches Stillleben, und die Tinte blinkte schwarzblank unheimlich in den halben Kanonenkügelchen. Und was für herrliche Sträuße, halb kunstgärtnerisch, halb bäuerlich. Von Axel? Ach so ein zusammengepferchtes Blumengedränge war entzückend. Es hatte noch Charakter. Leonie kannte die meisten Blumen gar nicht. Aber sie nahm eine brennend rote Geranie heraus und steckte sie sich ans Kleid, wo der feurige Blumentuff sich kräftig vom schwarzen Grund hob. Carry Forsting sagte nicht so viel, aber sie gab Axel die Hand und dankte ihm, daß er diese friedlich-freundliche Wohnung besorgt hatte.

Vom Balkon sah man gerade auf die beiden Lehnen der Bergkuppen, die hinter Gerlachshausen als Schützer gegen Nordostwinde standen. Dazwischen öffnete sich das Hochtal, kahl und besonnt, den atlasblanken Himmel in schön geschwungener Linie abschneidend.

Die Luft war milde und klar. Man sah an den Berglehnen in den dunklen Wäldern sich die Schneisen hinziehen, die sie wie ein ungeheures Heer in einzelne Regimenter teilten.

„Kann man da hinauf?" fragte Leonie.

„Ohne allzuviel Anstrengung, wenn Sie gut marschieren können."

„Kann ich. Tüchtig. Da muß ich hin — ja? Nicht

wahr, Carry, man muß doch wiſſen, wie's da oben weitergeht."

Carry lächelte. Sie kannte das ja: Leonie wollte immer weiter. Sie war immer am beſten gelaunt an einem Platz, von dem aus ſie ſchon nach einem anderen hinüber den Scheinwerfer ihrer Phantaſie ſpielen laſſen konnte.

Axel hatte im Gärtchen des Hauſes, deſſen Mitbenützung Majors gern geſtatteten, einen Tee herrichten laſſen.

Sie gingen nun hinunter, von Majors belauert, die in verzeihlicher Neugier hinter den Gardinen ſtanden und ſich ihre Logiergäſte anſahen, nachdem ſie ſie vorher beim Eintritt ins Haus nur flüchtig begrüßt.

Dann ſaßen ſie unter einem Drahtgeſtell, das dadurch eine Art Laube bildete, daß es die Zweige einer Trauereſche davon abhielt, zu dicht um den Stamm herabzuhängen.

Das Gärtchen war überfüllt von Obſtbäumen und Blumenrabatten und die Wege dazwiſchen auf das ſparſamſte eingerichtet. Man ſah gar nichts von der Welt, und nur eine blaugrüne Bergkuppe ſchaute mit ihrem zurückhaltenden Waldfrieden von fern her.

„Es iſt der erſte, wirklich behagliche Augenblick, den wir ſeit Monaten erleben," ſagte Leonie glücklich und ließ ſich von Carry mit Tee und Kuchen bedienen. „Wie ſind die Menſchen zu beneiden, die immer in dieſer Stille leben dürfen. Wäre mir doch auch das Los ſo gefallen. Wie vieles kommt hier gar nicht an einen heran, das in der Welt beunruhigt, Kämpfe koſtet und doch aus unſerem Leben ausgeſchieden bleiben muß, alſo uns ganz unnötig Nerven gekoſtet hat."

„Ach, gnädige Frau, Sie ſind doch wohl für die große Welt geſchaffen."

„Ich kann mich überall zurechtfinden, wenn es ſein muß. Aber meine eigentliche heimliche Liebe iſt das Idyll."

„Wäre es möglich!" dachte Axel. Aber wenn ſie es doch mit ſo viel Überzeugung ſagte . . . Er ſah ſie glücklich an.

„Bitte, Herr Doktor," bemerkte Carry etwas unzuſammenhängend dazwiſchen, „ſollen wir nicht Herrn und Frau Sanitätsrat Schmeer unſeren Beſuch machen? Die alten Herrſchaften ſcheinen ſich Ihnen gegenüber gewiſſermaßen pflegeelterliche Rechte zuzuſchreiben. Wir können, kommt mir vor, hier nicht vierzehn Tage ſein, ohne von ihnen Notiz zu nehmen."

Voll Eifer nahm Leonie das auf.

„Das fragſt du erſt? Das iſt doch ſelbſtverſtändlich. Wir ſind unſerem lieben Freund jede Rückſicht ſchuldig, auch die, ſeinen Pflegeeltern Ehrfurcht zu bezeigen."

„Nun, Pflegeeltern iſt wohl zu viel geſagt. Aber in der Tat möchte ich bitten . . ."

„Es ſind auch Wahlverwandte. Gerade wie wir," ſcherzte Leonie. Sie beugte ſich etwas vor und ſah Axels leere Taſſe. „Komm, Carry, ſchenk deinem Wahlbruder ein. Ach nein, doch lieber nicht Bruder — das iſt langweilig. Ein älterer Bruder hat das Recht, einem gelegentlich die Leviten zu leſen. Dafür bedanke ich mich ſchön. Laſſen wir alſo den Namen in der Luft ſchweben. Nichts iſt reizvoller als das Unbeſtimmte, Namenloſe. — Ja, und ſagen Sie: ſind hier ſonſt noch Freunde, die Ihnen naheſtehen, und die wir kennen lernen müſſen? Wir wollen doch ganz genau Ihr hieſiges Leben kennen. Man begreift ja einen Menſchen ſonſt nie ganz richtig, wenn man nicht in ſeine Umwelt guckt. Das ſagte ich auch zu Carry. Carry wollte nämlich im Grunde lieber an Gerlachshauſen ſchnöde vorbeifahren."

„Aber gnädiges Fräulein!“ rief Axel betroffen.

„Sie hören ja, Leonie lacht. Sie mag gern necken,“ ſagte Carry ruhig. „Und nicht wahr? Es wird nicht vergeſſen, daß wir Trauer haben. Es kann ja nicht die Rede davon ſein, daß wir uns in die hieſige Geſelligkeit hineinziehen laſſen.“

„Wer ſpricht denn von Geſelligkeit,“ meinte Leonie etwas ungeduldig, „wir wollen nur die Freunde unſeres Freundes kennen lernen. Ein ſo nonnenhaftes Abſperren in aller Welt wäre nicht in Peters Sinn, gewiß nicht.“

„Nein,“ ſagte Carry, „nein, das wäre es wohl nicht . . .“

Und in ihre blauen Augen kam jener Glanz, der ſie verdunkelte.

„Es kann ſich nur um den Rechtsanwalt Spanier handeln.“

„Ihr Intimus?“

„Nicht gerade. Doch der Mann, mit dem ich am meiſten verkehre. Eine weltmänniſche, kluge Perſönlichkeit, nur ein wenig der Gewohnheit verfallen, auf billige Art zu ſcherzen.“

„An ſo etwas iſt immer die Umgebung ſchuld,“ ſagte Leonie. „Und was gibt's hier ſonſt . . .?“

„Wichtiger als die Menſchen hier,“ ſprach Carry dazwiſchen, „kommt es mir vor, daß wir hören, ob Herr Doktor ſich hier in ſeinem Beruf zufrieden fühlt.“

„Natürlich. Das iſt das Allerwichtigſte. Flink erzählen Sie. Ach, ich kann mir ein völliges Bild davon machen. Es hat ein bißchen die Farbe der älteren Düſſeldorfer Schule. Annähernd ein Vautier. Die Landſchaft dazu mit ein wenig Bilderbogenſchönheit. Faſt Zeichenvorlage. Und Sie auf dem Doktorwägelchen.

Sie fahren ohne Eile, das Pferd nickt immer mit dem Kopf, wenn es so behaglich dahintrottet im Sonnenschein. Und hinter den Nelkenstöcken gucken die hübschen Bauernmädchen durchs Fensterglas und seufzen heimlich dem blonden Herrn Doktor nach. So ist es — so ist es," rief sie in heller Freude an allem, was sie sich zurechtphantasierte.

Auch Carry lächelte.

Er aber war entzückt. Verriet sie nicht, daß sie sich oft mit ihm in Gedanken beschäftigte? Sich ihn als Hauptperson eines förmlichen kleinen Genrebildchens ausgemalt hatte?

„Und dann hält das Wägelchen," sprach er, „der Doktor kommt in eine Stube, aus der ihm Schweißdunst, Essensgerüche und Krankenluft entgegendampfen, obschon er anbefohlen hat, daß die Fenster Tag und Nacht geöffnet sein müssen, weil die Kranke frische Luft zur Linderung ihrer Not braucht. Und dann sieht er, daß alle Erscheinungen stärker geworden sind, und erfährt, daß man das verschriebene Medikament doch nicht hat machen lassen und die anbefohlenen kühlen Umschläge nicht aufgelegt, weil die Großmutter der Nachbarin empfohlen hatte, lieber den Sud einer abgekochten Schnecke zu trinken, die im Mondschein dreimal um die Kirche getragen worden war."

„Ach — das gibt es?" fragte Leonie voll Vergnügen daran.

„Ja. Und weil es das noch gibt, finde ich in meinem Beruf noch viel wichtigere Aufgaben als die, den Puls zu fühlen und Pillen zu verschreiben," sprach Axel ernst. Er begegnete zufällig Carrys Blick, und nun war es, als erzähle er diesen klaren, aufmerksamen Augen.

Er sprach davon, wie noch mehr als der Schul-

lehrer, noch mehr als die Behörde der Arzt Gelegenheit und Pflicht habe, Licht in beschränkten Köpfen anzuzünden. Wie sehr aber jede Empfindlichkeit überwunden werden müsse und der wissenschaftliche Stolz nicht aufmucken dürfe, wenn er immer wieder erkenne, daß jede alte Base mit hirnverbranntem Unsinn von magischen Mitteln mehr Autorität sei, als es hier selbst Geheimrat Mahlmann in Person sein würde.

Und er schloß: „Die heiße Freude aber, die man hat, wenn man durch Geduld und die Beweiskraft kleiner Erfolge vorwärts kommt, Vertrauen gewinnt und nützen kann — die Freude belohnt für alles. Ich habe natürlich noch nicht von fern die Stellung, die der prachtvolle alte Mann, mein Vorgänger, hatte. Aber ich bin doch glücklich, zu fühlen: sie verschließen mir nicht die Ohren und vielleicht sogar nicht ihre Herzen. Mein Wirkungskreis ist im Ansehen der Welt bescheidener, als ich ihn mir einst gedacht. Aber an innerem Gehalt erscheint er mir reicher, wahrhaft menschlicher und befriedigender als der eines großen Modearztes."

Er hatte sich in eine ehrliche Bewegung hineingesprochen. Es tat ihm so wohl, diesen Frauen sagen zu dürfen: ich bin in meinem Beruf zufrieden!

„Wie ich das verstehe!" rief Leonie voll Enthusiasmus. Ja, sie war fast gerührt. So sprach der bewegte Ton des Freundes zu ihr, so rasch und deutlich malte sie sich die Schönheiten stiller Kulturarbeit aus.

Carry sah ihn an, gut und fest, und in ihrer schlichten Art sprach sie nur: „Das ist das Schönste, was ein Mann sagen kann." —

Nach dem Tee machte man noch einen Spaziergang. Leonie war von der Stimmung in den Straßen entzückt. Alles wirke so zutraulich, meinte sie. Sie kamen an die

Überreſte der alten Stadtmauer, aus der ſich noch ein niedriger, klobiger Rundturm mit ausgezahntem Rand erhob. Roſengerank, nun abgeblüht, klammerte ſich mit ſtachlichten Stricken um das mürbe Geſtein.

„Paßt auf!“ rief Leonie, „gleich kommt der geſtiefelte Kater um die Ecke!“

Auf dem Weg zum „Schützenhaus“, einer Gaſtwirtſchaft, wo zu Abend gegeſſen werden ſollte, kam man an dem Brunnen vorbei, der ſeinen Waſſerſtrahl aus einem Löwenmaul in einen Trog ſpie, der früher ein römiſcher Sarkophag geweſen. Dahinter ſtand eine alte Linde mit rundlichem Wipfel im ſchweren, dunklen Grün des Hochſommers, behäbig wie eine ſolide Bürgersfrau, der längſt alle Jugendträume vergangen ſind. Aber Leonie war mit einem Mal ganz erfüllt von Melodie. Der „Lindenbaum“, das herrliche Lied Schuberts, fiel ihr ein. Und ganz, ganz leiſe ſummte ſie vor ſich hin:

„Am Brunnen vor dem Tore,
Da ſteht ein Lindenbaum,
Ich träumt in ſeinem Schatten
So manchen ſüßen Traum.“

Sie unterbrach ſich.

„Der Schluß iſt doch wunderſchön. Wie ein Schlummerlied für eine kranke Seele.“

„Nun bin ich manche Stunde
Entfernt von jenem Ort,
Und immer hör ich's rauſchen:
Du fändeſt Ruhe dort.“

Sie hatte eine Art zu ſummen, die faſt klanglos war, die nur Melodie und Worte gleichſam als Gerippe hinſtellte; ſie markierte wie jemand, der gelernt hat, dabei gar nichts von ſeinem Stimmenglanz herauszugeben.

„Könnt' ich ſie ſingen hören!“ dachte Axel mit leidenſchaftlichem Wunſch. Aber er wagte nicht, davon an-

zufangen. Leonie hatte ihm einmal geſchrieben: Muſik können Carry und ich noch nicht hören . . . das war allerdings drei Wochen nach Peter Forſtings Tod geweſen. —

Zuweilen begegneten ihnen Spaziergänger, die vom „Schützenhaus" kamen, nachdem ſie dort in Ausführlichkeit ihren Sonntagskaffee getrunken hatten und nun ſparſam zum Abendbrot wieder heimwandelten. Viele grüßten Axel. Alle ſahen freundlich und intereſſiert auf die beiden Damen. Denn es hatte ſich die Meinung verbreitet, der junge Doktor wolle die Stadt zum Luftkurort machen. Und das war ein angenehmer Gedanke, denn er verſprach, daß der Gewinn künftig wie von ſelbſt herbeiſpaziert kommen werde, daß man ihm gar nicht mehr mühevoll nachzurennen brauche, wobei er ſich doch meiſt nicht recht erwiſchen ließ.

Als ſie den Garten des Schützenhauſes betraten, fanden ſie ihn ſchon ziemlich leer. Es war ein gewöhnlicher, ländlicher Wirtsgarten, mit Lauben und Hainbuchen und einigen Kaſtanien vor der Front des alten Hauſes aus Fachwerk.

Die Dämmerung breitete ſich ſchon aus, ſchwärzlich ſaß ſie in den Lauben und vertuſchte die Leute, die da noch ſaßen, zu ungewiſſen Erſcheinungen. Aus dem Flur des Hauſes glühte Lichtſchein, der dort gerade entzündet ward.

Eine feierliche Abendſtille lag über dem Bild; ſatte, beſcheidene Feiertagszufriedenheit.

Axel führte die beiden Damen an die Seite des Hauſes, wo ein vorſpringendes Glasdach und ein Bretterbelag des Bodens eine Art Veranda vorſtellten.

Und da ſaß der Rechtsanwalt Spanier. Es war wirklich ein Zufall. Er hatte diskret ſein wollen und nicht gleich am erſten Abend im „Reichsapfel" ſich heran-

drängen; er konnte ja auch warten, denn die Bekanntſchaft der intereſſanten Gäſte würde ihm nicht entgehen. Nun aber erhob er ſich, um ſich vorſtellen zu laſſen, wozu ihn noch obendrein der Platz zwang, den er innehatte: es war der angenehmſte, in der Ecke, und konnte eigentlich allein in Frage kommen, wenn man hier ſpeiſen wollte.

Die beiden Damen begrüßten ihn voll Freundlichkeit, und Leonie ſagte, daß Herr Doktor Wernefeld ſchon von ihm geſprochen habe. Spanier ſah Axel mit beifälligem Lächeln an und dachte: na, loyal iſt er doch, der gute Doktor!

Leonie wollte wiſſen, ob hier auch Spinnen ſeien oder noch herkommen könnten.

Windlichter wurden gebracht, die unbehelligt vom Abendlüftchen in ihren Glasglocken brannten und den kleinen Tiſch erhellten. Spanier bat ſich die Erlaubnis aus, daß er bei der Speiſenwahl beraten dürfe als alter Kenner der Vorzüge und Schwächen der Schützenhausküche. Leonie ſcherzte, daß er in dieſer Hinſicht einen ſo vertrauenswürdigen Eindruck mache, daß ſie ſich blind ſeiner Wahl füge. Worauf er meinte: „Nur in dieſer Hinſicht, meine gnädige Frau? Fragen Sie nur unſeren Doktor, ich bin in jeder Hinſicht einer der vertrauenswürdigſten Männer der Jetztzeit. Mit welchem Hinweis ich Sie gleich mit meiner Angewohnheit bekannt mache, mich ſelbſt zu loben. Ich muß es, meine gnädige Frau, es iſt Prinzip; ich halte es für einen ethiſchen Mangel, wenn man ſein Licht untern Scheffel ſtellt."

In dem Ton ging es noch ein Weilchen hin und her zwiſchen Spanier und Leonie. Aber langſam verſchob ſich die Unterhaltung. Axel hatte das beglückende Gefühl, daß Leonie ſich mehr und mehr ausſchließlich ihm zuwende, während in der Tat die Geſprächsgruppie-

rung daher kam, daß Spanier ſich Carry zuwandte. — Man ſprach über keine großen Dinge. In angenehmen und gewandten Formen ſpielte die Unterhaltung an der Oberfläche vieler Dinge hin, ohne Mühe, ohne Langweile, ohne Erhitzung, faſt wie das notwendige Stimmgeräuſch, das traulich in die Abendſtille hinaustönte.

Der Garten ſchlief. Und hinter ihm ſchlief der Wald. Sternenlos war der Himmel.

Der Lichtſchein überglänzte die Geſichter.

Spanier ſah aus wie das Behagen und die Ritterlichkeit in Perſon. Carry ſchien ihm freundlich zuzuhören. Aber auf ihrer weißen Stirn ſtand eine leiſe Falte, und ihre Augen ſchauten immer ſo gerade in Spaniers Geſicht, als wolle ſie ſich zwingen, nur ja nicht wo anders hinzugucken.

Leonie hatte ihren Hut abgenommen und ſich mit ihren weißen Fingern ein bißchen die Friſur zurechtgerückt. Axel hing mit bewundernden Blicken an dieſer ſchlanken, gepflegten Hand, der das Flimmern edler Steine ſo gut ſtand. Er wußte es ſchon: es waren Ringe, die ſie von dem Toten bekommen hatte, zu Geburtstagen, als Erinnerungsgaben, und deshalb wollte ſie ſie tragen trotz der Trauer.

Sie ſagte, ſie fände es hier wundervoll, und die ſchwarze, undurchſichtige Welt rund herum gebe dem Licht etwas Tröſtliches.

Oft ſchaute ſie mit ſtrahlenden Augen hinaus in die Finſternis, neugierig, als könne ſie in die Geheimniſſe des nachtumhüllten Geländes dringen.

Und als einmal eine Katze mit glimmenden Augen unfern ſchlich, tippte Leonie den Mann am Arm.

„Kann man nicht denken: ein Raubtier? Und iſt es nicht wie Tropennacht? Ich ſollte mich gar nicht

wundern, wenn im Wald plötzlich was aufbrüllte. Oder ein Menſchenſchrei . . ."

Die plötzliche Berührung ihrer Hand hatte ihn erſchreckt, daß er den Atem anhalten mußte, um ſich zu beherrſchen. Und ihre Art, auch die einfachſten Dinge mit bunten Vorſtellungen zu verknüpfen, machte ihn unruhig.

Welches Leben hinter dieſer weißen Stirn? Wie viel Bewegung in dieſem ſchönen Geſchöpf . . .

War ihr Mann von dieſem Überreichtum aufgezehrt? Hatte er ſeine Kräfte abgehetzt, um ihr immer zu folgen? . . .

Carry ſagte, daß man aufbrechen müſſe, und ſtand ſchon auf, um ins Haus zu gehen, für ſich und Leonie zu zahlen.

Der Weg vom Schützenhaus bis zur Stadt war durch Petroleumlaternen, die auf derbe Pfähle gepfropft waren, gerade ſo viel erleuchtet, daß man das andere Licht als Pünktchen ſcheinen ſah, wenn man das eine eben im Rücken hatte.

Spanier ging mit Carry voran. Er hatte das mit ſo viel unzerſtörbarer Sicherheit eingerichtet, daß Axel ſtutzte. War Spanier ſo loyal? Zu loyal? Wollte ihm ſo deutlich zeigen: ich komme dir bei der ſchönen Frau nicht ins Gehege? Der Gedanke ängſtigte Axel. Niemand ſollte durchſchauen, durfte noch durchſchauen, was in ihm brannte . . .

Er ſprach, benommen von dieſem Gefühl, faſt gar nichts mit Leonie. Auch ſie ſchwieg. Im gleichen Schritt gingen ſie nebeneinander her, als wanderten ſie nach einer geheimen Melodie. Sie hörten vor ſich die ruhigen Stimmen der beiden anderen.

Wenn ſie an einer Laterne vorbeikamen, ſah Axel die neben ihm Schreitende an. Und immer richtete auch ſie gerade ihren Blick auf ihn.

Es war zuerſt wie ein Spiel. Ihre Blicke lachten, es ſchien, als wollten ſie ſich nur zum Scherz immer vergewiſſern, ob auf der hinter ihnen liegenden Strecke auch der Nebenmann nicht abhanden gekommen ſei.

Aber das Lächeln erſtarb . . . während der Schritte von einem Lichtfleck bis zum anderen fühlte Axel nur noch ſchwüle Erwartung . . .

Und er glaubte zuletzt, daß ihre leuchtenden Blicke mehr ſagten, als ſie ſelbſt ahne . . .

Die aufreizende Qual dieſer Wanderung ging zu Ende.

Sie waren vor dem Haus angekommen, wo die Frauen wohnten, und man verabſchiedete ſich voneinander.

Was der nächſte Tag für Inhalt haben ſollte, wurde noch feſtgeſetzt. Und dann klang ein letztes „Gute Nacht".

Die beiden Männer gingen zuſammen weiter und vertieften ſich ſofort in ein pauſenloſes Geſpräch über eine Kommunalfrage, deren Unwichtigkeit ſie noch heute mittag zuſammen belacht hatten.

## Fünftes Kapitel.

Da Axel jede Ruhe abhanden gekommen war, fürchtete er ſich ſogar, daß die ſchöne Frau ſich auf dem Nachmittagskaffee der Sanitätsrätin langweilen könne, und ihm war gerade, als würde er ſich dann vor Leonie ſchämen müſſen. Dabei dauerte ihn im voraus auch die Sanitätsrätin, die er ſchon früh die alten, vergoldeten Taſſen aus dem großen Schrank auf dem Flur nehmen ſah. Und als er mittags heimkam, ſtand ein Tellerchen mit friſchgebackenen Mandelſpänen als Probe auf ſeinem Tiſch. So viel Mühe wandte ſie daran, ſeine Freundinnen feſtlich zu empfangen.

Aber als man dann nachmittags im Garten verſammelt war, wo der Kaffeetiſch unter dem großen alten

Birnbaum gedeckt ſtand, da merkte Axel, daß ſeine Sorgen ganz unnütz geweſen waren. Es zeigte ſich, daß Leonie offenbar gar keine Fähigkeit hatte, ſich zu langweilen. Sie fand alles bezaubernd. Dinge und Menſchen. Sie ſagte, im ganzen Haus ſei eine ſo abgeklärte Stimmung, daß man die ganze Seele voll ſtiller Heiterkeit bekäme. Am allermeiſten bewunderte ſie aber die Kakteen, davon ein Teil auf dem Fenſterbrett der Wohnſtube, ein anderer Teil auf einem Blumentritt im Garten an der Südwand des Hauſes ſtand. Sie ſagte, ſie ſeien das Symbol der Geduld und Verſchloſſenheit, und ſie könne ſich gar nicht vorſtellen, daß der alte Herr überhaupt etwas anderes zu züchten imſtande ſei als eben gerade dieſe ſtachlichten, langſam wachſenden, rar blühenden und vornehmen Gewächſe.

Schmeer ſah und hörte ihr mit wohlgefälligem Lächeln zu und ſchenkte ihr einen Ableger, den ſie nachher voll freudiger Wichtigkeit nach Haus trug, an ſeinen Beſitz den Plan knüpfend, ſich auch eine Kakteenſammlung anzulegen.

Frau Schmeer war anfangs ſchweigſamer als ſonſt. Sie hatte auch Spanier zu dem Kaffee eingeladen, denn ſie dachte, „ſolche Art Damen müſſen immer einen Courmacher haben“. Und dazu paßte ja der von ihr ſehr geſchätzte Spanier aufs beſte.

Dann aber, als ſie beobachtete, daß ihr Schmeer Spaß an der ſchönen Frau hatte und ihr zuſah wie einem fremdartigen hübſchen Vogel, dann widmete ſie ſich Carry. Frau Schmeer als ſehr beredſame Natur liebte die Wortkargen, weil ſie ſich dann ſelbſt ungehinderter ausſprechen konnte. Zumal gewannen die Schweigſamen gleich ihr Herz, die den Eindruck machten, als hätten ſie viel zu ſagen und hielten ſich nur zurück. Von Carry dachte ſie gleich: das iſt eine, die viel denkt

und ſich ſehr beherrſcht. Solche ſind gute Zuhörer. Und die mochte Frau Schmeer haben.

Sie dachte, es ſei nicht von Übel, die fremden Damen merken zu laſſen, daß Axel ſich hier ſehr glücklich fühle, und daß man ihm nicht etwa exotiſchen Samen in ſeinen Garten ſtreuen dürfe. Sie ſprach davon, daß es Menſchen gäbe, die gewiſſermaßen ſo etwas an ſich hätten und mit ſich brächten wie Parfüm, das die Luft ſüßer und ſchöner zu machen ſcheine, ihr aber im Grund nur unmerklich ihre Reinheit nehme.

Spanier, der in der vollendeten Haltung des abgeklärten und für das friedliche Familienleben geradezu reifen Mannes dabeiſaß, ſah geſpannt Carry Forſting an, was die zu dieſen Anzüglichkeiten denken möge. Fremde konnten ja unmöglich die alte Schmeer verſtehen . . .

Aber Carry verſtand ganz gut, daß das Leben der alten Frau die Gewohnheit anerzogen hatte, alle Vorgänge mit einem geſprochenen Kommentar zu begleiten. Einmal ſprach ſie dazwiſchen: „Er hat uns etwas Schönes geſagt — daß er vollkommen befriedigt von ſeinem Wirken hier iſt. — Vielleicht, dereinſt, hofft er zu werden, was der alte Herr der Bevölkerung war . . .“

Die Alte ſah der Jungen ſcharf in die Augen. Carry begegnete dem Blick. Und es war in ihrem Ausdruck etwas, das die Frau verſtummen ließ . . .

Natürlich nur für ein paar Augenblicke. Dann lief das freundliche, greiſe Stimmchen wieder eifrig von der endloſen Rolle der Geſprächigkeit ab. Und das kluge, feine, alte Geſicht verklärte ſich fortan beinahe in Zärtlichkeit, wenn ſie ſich zu Carry wandte. —

Am anderen Tag ſollte die Tour nach dem Hochtal und auf die nächſte der Bergkuppen gemacht werden.

Es verſtand ſich ſchon von ſelbſt, daß Spanier mit dabei ſein mußte. Nicht nur, weil Axel noch nicht dort oben geweſen war und den Weg nicht kannte. Es ſollte eine Nachmittagspartie ſein. Wenn in der Stadt etwas Beſonderes im Patientenkreis vorfiele, wollte Schmeer ſeinen jungen Nachfolger vertreten.

Leonie ſagte, daß ſie vor Spannung, ob das Wetter gut bleiben werde, gewiß nicht ſchlafen könne, und daß ſie ſich wie ein Kind freue. Sie ſei ja noch nie auf einer Höhe geweſen — nicht auf der allerwinzigſten.

„Und dieſe Frau," dachte Axel mit glücklichem Erſtaunen, „dieſe Frau habe ich für eine verwöhnte Weltdame gehalten — mich gefürchtet ... eine Blume macht ſie glücklich, ein beſcheidener Ausflug iſt ihr ein Ereignis ..."

Spanier und Frau Schmeer zeigten ſich faſt ungläubig. Aber mit großem Freimut ſagte Leonie: „O, das erklärt ſich ganz einfach. Ich bin ſehr armer Eltern Kind. Wir hatten zu Haus nur das Notwendigſte. Wir konnten nicht reiſen. Mit Mühe und Sorge kam ich auf ein Konſervatorium. Papas Chef hatte von meiner Begabung gehört und ſtreckte ein bißchen Geld vor. Ein Bruder von mir, dem's in Amerika leidlich geht, tat auch etwas. Und dann lernte mein Mann mich kennen. Er ſah und hörte mich bei einer Aufführung im Konſervatorium, zu der er aus Gutmütigkeit gegen den Leiter gegangen war. Nicht, Carry? Er konnte niemand etwas abſchlagen. ‚Nein', das war für ihn ſo was wie ein Nadelſtich, den er anderen hätte ins Herz ſtoßen ſollen. Das konnte er nicht."

Ihre Augen ſchwammen in Tränen.

„Als Frau kam ich aber nie in Gebirgs- oder nur in hügelige Gegenden, weil ſich faſt unmittelbar nach der Hochzeit bei dem armen Peter das Herzleiden ein-

ſtellte. Wir reiſten immer an die See. Auch nach Paris. Und nach London. Damit ich ſehen und hören lerne, ſagte Peter immer. Aber noch nie in die Berge."

„Ei!" ſagte Frau Schmeer in ihrer zuweilen ſo ernüchternden Art, „da ſind Sie alſo doch ſchon recht weit in der Welt herumkomme."

Aber Axel wurde nicht mehr ernüchtert. Seine Seele fuhr ſchon auf brauſendem Geſpann zu ſehr ſonnenwärts — keine kleinen Alltagsgedanken und Worte erreichten ihn mehr.

Leonies Wünſche erfüllten ſich. Zwar war der Himmel grau. Aber der Mittagstiſch im „Reichsapfel" beſchloß einſtimmig, daß weder Regen noch Gewitter zu befürchten ſei, und Frau Timmermann ſprach vom Büfett her aus, daß das Barometer nichts Böſes verkünde. Alſo man könne die Tour wagen.

Doktor Wernefeld und der Rechtsanwalt Spanier gingen zuſammen fort, um die Damen abzuholen. Axel trug ſeinen rehfarbenen Radfahreranzug, der ihn ſehr gut kleidete. Auch die ſtattliche Erſcheinung des Rechtsanwalts wirkte mit jugendlicher Flottheit in dem wunderbar ſitzenden hellgrauen Touriſtenkoſtüm, das von geſchmackvollen, diskret gemuſterten Strümpfen vervollſtändigt wurde. Die üppige Wirtin vom „Reichsapfel" ſah ihnen förmlich zärtlich nach.

Spanier war in glänzender Laune. Das war er ja eigentlich immer. Aber ganz erſichtlich gab die Gegenwart neuer Menſchen und noch dazu ſo ſchöner Frauen ſeinem Weſen mehr Schwung.

Auf dem Balkon ſtand ſchon Frau Leonie Forſting und winkte freudig.

Unten im Flur fanden ſie Carry, die mit der Majorin das Wetter beriet.

Frau von Bassing jagte vom Morgen bis zum Abend in ihrem kleinen Hausstand herum. Für sie war die Arbeit eine lernäische Schlange, der ewig Köpfe nachwuchsen. Sie fühlte sich aber trotzdem nicht von Carry gestört und tat Putztuch und Petroleumkanne neben die auseinandergenommenen Lampen auf den Flurtisch.

Ihr Kindergesicht rundete sich in Apfelsinenform unter dem graugelben Scheitel heraus. Ein rötliches Näschen stand darin. Jetzt sah das Gesicht vor Unschlüssigkeit betrübt aus. Die eine von den Damen fand das Wetter sicher, die andere unsicher, die eine jubelte vor Freude, die andere wollte offenbar lieber nicht gehen — die Majorin wußte nicht, welcher sie nach dem Mund sprechen sollte, und wollte doch beiden gern zustimmen.

Aber da kam schon Leonie treppab und sagte: „Carry, du willst nicht — das ist das Ganze."

Carry wurde rot und erklärte: „Aber ich bitte dich — warum sollte ich nicht wollen?"

Nun brach man auf. Es machte sich sogleich wie von selbst, daß Spanier mit beredsamen Worten Carry noch über die Wetteraussichten beruhigte und dabei neben ihr blieb. Hinter ihnen gingen Leonie und Axel.

Es war ein wenig schwül. Aber weil die Sonne nicht klar am Himmel stand, konnte sie die Gesichter nicht erhitzen und verbrennen.

Der Wald war auch bald erreicht. Er stand ohne Glanz und ohne Sprache. Hochsommerdunkelheit war im Grün seiner Wipfel. Kein Wind stieß das Geäst und Blätterwerk an. Der Weg, schwarzerdig und festgetreten, führte in Windungen sacht bergan durch das graue Heer der Buchenstämme. Es stand auf übergrüntem Boden, aber um seine Kniee spielte nicht der junge Nachwuchs des Unterholzes.

Solange die Steigung beſcheiden blieb, kam Leonie von einem Erſtaunen ins andere, was das Bergklettern doch für ein bequemes Vergnügen ſei. Spanier ſcherzte und fürchtete, die Ausläufer des Mittelgebirges könnten größenwahnſinnig werden, wenn ſie hörten, daß ein Spaziergang auf ihnen für eine „Gebirgspartie“ genommen würde. Carry ſagte, daß Leonie ſchon bald genug den Ernſt des Kletterns kennen lernen werde, denn ſie gingen von hier nach Caux hoch über Territet; ſie habe gerade dieſen Platz gewählt, damit Leonie gleich von der Schweiz den überwältigendſten Eindruck empfange.

„Bei allem, was Carry tut, denkt ſie zuerſt an mich,“ ſprach Leonie, „kann ich mir einen beſſeren Vormund wünſchen?“

Und mitten auf dem Weg gab ſie Carry einen Kuß auf die Wange.

Axel ſah es mit tiefer Herzensfreude. Daß Leonie ſich niemals beengt fühlte durch Carrys Verſtand und Fürſorge, ſtellte wohl beiden Frauen ein glänzendes Zeugnis aus. Trugen und ertrugen ſie einander ſo aus echter Liebe, oder um des Toten willen?

Dieſe letztere Frage ſtellte ſich auch Spanier, ſonſt aber dachte er: es muß ja keine Kleinigkeit für dies klare, warme Weſen ſein, ſolchen bunten, umherflatternden Vogel immer neben ſich zu haben.

Allmählich verlor der Weg ſeine Harmloſigkeit. Halbentblößte, uralte Wurzeln gleich abgenagten Knochen, die quer über ihn ſich hinzogen, machten ihn ſtellenweiſe faſt zur Treppe.

Und Leonie fragte mit einem kleinen Seufzer, ob es noch weit ſei, was ihr die drei Weggenoſſen mit einem Lächeln beantworteten. Dies forderte aber ihren Stolz heraus, und ſie verſchwor ſich, nicht zu ermüden, und

wenn es wirklich noch eine Ewigkeit dauern ſolle, bis man das Hochtal und von ihm aus den Gipfel erreiche. Nur ſolle man ſich nicht zu viel um ſie bekümmern, ſondern ſo unbeachtet als möglich ſich in ihrem Debüt verſuchen laſſen, und wenn ſie noch ſo ſehr Nachzügler bleibe.

„Alſo voran, gnädiges Fräulein!“ mahnte Spanier, der ſich bei dieſer Gelegenheit von einer jugendfriſchen Elaſtizität zeigte, die Axel bewundern mußte. Es war demnach keine bloße Theorie von Spanier, wenn er ſagte, es ſei ſein Grundſatz: ein Mann müſſe ſich nie in eine Situation begeben, die er nicht mit Eleganz beherrſche.

Carry ſah ſich doch ein wenig zögernd nach Leonie um. Aber Axel, einem unklaren Gefühl nachgebend, tat, als überließe auch er Leonie ſich ſelbſt und folgte den beiden Voranſchreitenden. An der nächſten Biegung aber blieb er ſchon ſtehen und wartete, bis Leonie herankam.

„Alles Unäſthetiſche iſt mir greulich. Ich haſſe puſtende und erhitzte Menſchen.“

„Sie haben recht. Weshalb ſollten wir uns zu ſehr eilen?“

„Geht's noch lange ſo weiter?“

„Spanier ſagte, noch an dreiviertel Stunden. Dann betritt man die Halde des Hochtälchens und folgt ihr ein Weilchen am Waldſaum entlang, bis dahin, wo ein ſehr bequemer Treppenweg auf den Gipfel führt.“

„Alſo weiter.“

Er ließ ſie vorbei. Sie lächelte ihn an, als ſie dicht an ihm vorüberſchritt.

Nun ging er hinter ihr und ſah immer ihre mädchenhafte, ſchlanke Geſtalt. Sie trug einen kurzen, ſchwarzen Rock und eine dünne Hemdenbluſe von glanzloſer ſchwarzer Seide. Auf dem Kopf hatte ſie ein Matroſenhütchen. Ihr Anzug war alſo die Anſpruchsloſigkeit ſelbſt.

Sie ſtiegen und ſtiegen immer weiter hinan zwiſchen den Scharen der grauen Stämme, unter dem Dach ineinandergreifender Wipfel. Und der Wald umgab ſie mit verdroſſenem Schweigen, als ſei er verſtimmt, weil keine Sonnenſtrahlen ihn putzen wollten.

Und dann auf einmal ward der Hintergrund der Stämme lichter. Noch einige Minuten und man befand ſich auf der Halde, die ſich wie eine Rieſenrinne zwiſchen den zwei bewaldeten Kuppen hinzog. Und in der Rinne ſelbſt war der Erdboden noch vielfach gebuckelt. Heidekraut wucherte auf dem moorigen, jetzt ausgetrockneten Grund. Hie und da gab ein Wacholdergeſtrüpp einen ſchwarzdunklen, unruhigen Fleck, oder an einer verkrüppelten Birke zitterten die blanken grünen Lederblättchen. Sonſt war alles von dem ſanften, roſigen Farbenton des blühenden Heidekrauts überzogen.

„Ach," rief Leonie, „das iſt hübſch. Aber ich will mich ausruhen. Ja — das will ich — ganz egal, ob Carry und Spanier viel, viel früher oben ſind . . ."

Sie ließ ſich nieder, ſtreckte ſich einfach im Heidekraut aus, warf das Matroſenhütchen hin, wohin es rollen wollte, verſchränkte die Arme unter dem Kopf und ſah Axel auffordernd an.

Er ſetzte ſich ſofort neben ſie.

Sie ſprachen ein paar Worte über die Zeit, die man bis hierher gebraucht habe.

Der graue Himmel ſah voll Schwermut hernieder. Es wurde keine Vogelſtimme laut. Das warme Schweigen hüllte die beiden Menſchen wohlich ein, faſt wie das Bewußtſein eines friedlichen Glücks.

Sie gaben ſich ihm hin, ſolange noch in ihren Gliedern die Müdigkeit von Wegesmühen nachzitterte.

Aber es war nicht die Art der Frau, lange ſtill hinaus-

zuträumen. Sie ſah Axel an mit dem ihr eigenen aufleuchtenden Blick, der immer von geheimer Freudigkeit und ungebändigtem Leben zu ſprühen ſchien.

„Hier fühle ich mich unausſprechlich wohl.“

„Iſt es nicht ein wenig die Stimmung von Brahms' ‚Feldeinſamkeit‘?“ ſagte er.

„Keine Spur,“ rief ſie, und in der Lebhaftigkeit des Widerſpruchs rappelte ſie ſich mit ungenierten Bewegungen wieder auf aus ihrer liegenden Stellung und kam in eine knieende. „Bei der ‚Feldeinſamkeit‘ denk' ich an eine herbſtliche Wieſe mit weiter Ferne. Dies iſt hier enger und doch größer, geheimnisvoller, weil Wald da iſt und man nicht weiß, wie's hinter den Bergen weitergeht. Fühlen Sie das nicht?“

Axel war bereit, alles zu fühlen und zu ſehen wie ſie.

„Lieben Sie Brahms?“ fragte ſie dann.

„Nicht ſehr. Liebte Herr Forſting Brahms?“

„Auch nicht ſehr,“ erzählte ſie unbefangen, „er liebte am meiſten Schubert und von den Neuen Richard Strauß. Am glücklichſten war er, wenn ich aus der ‚Winterreiſe‘ ſang; er hat ſie ganz mit mir ſtudiert.“

Axel fühlte, daß er auf dem Wege war, endlich mehr von dieſem Mann, dieſer Ehe zu erfahren.

„Und ſein Lieblingslied?“

Leonie ſah hinaus ins Unbeſtimmte, vielleicht zurück in die Vergangenheit. Ein ernſter Ausdruck verklärte ſie und offenbarte erſt den ganzen Adel ihres Angeſichts. Sie kniete immer noch im Heidekraut, und ihre weißen Finger hatten einen hohen Büſchel davon umſchloſſen, als brauche ſie Halt.

„Sie kennen das Lied ‚Der greiſe Kopf‘?“ fragte ſie faſt leiſe. Und begann es anzudeuten:

„Der Reif hat einen weißen Schein
Mir auf das Haar geſtreut,
Da glaubt' ich ſchon ein Greis zu ſein
Und hab' mich ſehr gefreut.
Doch bald iſt er hinweggetaut . . .
Hab' wieder ſchwarze Haare,
Daß mir vor meiner Jugend graut . . .
Wie weit noch, bis zur Bahre . . ."

Sie brach ab, ſtreckte die Arme aus, wie von einer Sehnſucht überwältigt, und rief: „Ach könnt' ich doch wieder ſingen!"

„Können Sie nicht — um — um ſeinetwillen?" fragte der Mann entſetzt.

„Warum nicht um ſeinetwillen?" ſagte ſie beinahe erſtaunt, „er war glückſelig, wenn ich froh war, das Leben genoß, ſang. Aber es tut Carry immer noch ſo weh. Und ich kann ihr doch nicht wehtun. Sie iſt immer gut zu mir. Wie eine Schweſter. Und ſo ſelbſtlos. Und für Carry iſt es ja auch noch anders," ſchloß ſie in grauſamer Treuherzigkeit. „Carry hat dreiundzwanzig Jahre ihren Vater mehr lieb gehabt als alle anderen Menſchen. Ich hab' nur vier Jahre zu Peter gehört."

„Sie hat ihn nicht geliebt!" dachte Axel berauſcht.

„Natürlich," fuhr Leonie fort und bekam allmählich naſſe Augen, „natürlich hab' ich ihn furchtbar lieb gehabt. Er war ſo gut. Und enorm klug. Und betete mich an. Ach, es war doch ſchön . . ."

„Ich möchte Sie ſingen hören," ſagte er, „ich verzehre mich vor Verlangen danach."

Es blieb ungewiß, ob ſein heißer Ton ihr entging oder nicht.

„Das will ich Carry wiedererzählen," ſprach ſie eifrig, „Ihnen mag ſie nichts abſchlagen. Dann wird ſie ſich dreinfinden, daß wir einmal muſizieren."

„Ja. Bei mir. Mein Klavier iſt gut. O ja, bei

mir. Es geht vortrefflich. Frau Schmeer ſtellt die Hausfrau vor. Es wird ein Feſt für meine Räume ſein, wenn Sie darin muſizieren . . ."

Sie nickte und war ganz und gar entzückt.

„Sie werden ſehen, ich ſinge da gut. Dies ganze altfränkiſche, halbverträumte Milieu verſetzt mich in Stimmung. Ich verſtehe, daß Sie ſich hier glücklich fühlen. Auch ich könnte mir kein ſchöneres Leben denken . . . es iſt, als ſei man in einer beſtändigen feierlichen Sammlung — aller Scherz ſelbſt hat was Reſignіertes und Reines."

Ihre letzten Worte raubten dem Mann beinahe die Faſſung. Er glaubte aus ihnen das Geſtändnis zu hören, daß ſie, ohne vielleicht es ſelbſt noch klar erkannt zu haben, ſich ſehnte, ſein Los, ſein Leben zu teilen . . .

Ihm war, als müſſe er hinausſchreien: „Ich liebe dich, ich vergehe . . ."

Sein überhitztes Blut wollte den letzten Reſt von Beſinnung überrauſchen . . .

Zwiſchen ihm und dieſer Frau ſtand doch ein friſches Grab . . .

Und eben noch, eben noch ſchwammen Tränen um den Toten in ihren Augen . . .

Wenn es auch nur Tränen der Dankbarkeit waren . . . Dennoch . . . ſie mußten geſchont, heilig gehalten werden.

Sie ahnte vielleicht nicht, daß ihr Herz erwacht war — es ſie erkennen laſſen, hieße vielleicht ſie ängſtigen — in Unſicherheiten — in ſchwere Kämpfe ſtürzen . . .

Er lag im Heidekraut neben ihr, doch mit aufgeſtütztem rechten Ellbogen — das Geſicht ihr zugewendet, mit den Fingern der Linken nervös in den Blüten ſpielend. . . . Er ſah ſie an, unverwandt — mit leidenſchaftlichen Blicken . . . von einer ganz tollen Hoffnung

allmählich berauſcht . . . von der Hoffnung, daß ſie ſich und ihn errate, daß ſie das erlöſende Wort ihm von den Lippen nähme . . .

Denn ſie ſenkte nicht die Lider, ſie ſah ihn an — Auge in Auge . . .

Er atmete kurz. Er wußte nur noch das eine: er wartete . . .

Auf ein Lächeln — einen Laut — ein Zeichen. . . . Und die Glieder waren ihm ſchwer vor Begier danach, ihr Geſicht mit ſeinen Küſſen zu verbrennen.

Nun lächelte die Frau — ganz unmerklich lockend — in weicher Hingebung — als ſei ihr ganzes Weſen wohlig umſchmeichelt von den Flammen, die von ihm zu ihr hinüberwirkten. Und durch ihren Körper ging eine dehnende Bewegung.

„Leonie," murmelte er.

Und zugleich klang es durch die Luft: „Leonie."

Ein heller, klarer Ruf. Und dann ein hallender Ton — eine Männerſtimme, die ein Zeichen gab, das die Säumigen mahnen oder die Verirrten rufen ſollte.

Das traf den Mann wie ein Waſſerſturz.

Er warf ſich nieder — er verſteckte das mit den Händen bedeckte Geſicht im Heidekraut.

Er war erſchüttert, und ſeine Nerven bebten unter dem Zwang, leidenſchaftliche Sehnſucht niederringen zu müſſen in dem Augenblick, als ſie ſchon alle Feſſeln ſprengen gewollt . . .

„Leonie!" hallte es abermals. So leicht und weit ſchwebten die Tonwellen durch die ſtille, graue Luft.

Axel biß ſich auf die Lippen.

Wie hätte er jenen klugen, warmen Blicken begegnen ſollen mit dem Bewußtſein: ich vergaß die Schonung für deinen teuren Toten . . .

Nach dem zweiten Ruf entſtand eine kurze, atemloſe Stille.

Und dann ſagte Leonie ganz fröhlich: „Ich bleib' hier. Ich liege hier ſo wundervoll. Wozu ſoll ich eigentlich weiter hinaufſteigen. Es iſt vielleicht nur enttäuſchend, und jetzt kann ich mir denken, es ſeien da oben hundert Wunder. Ach bitte, lieber Doktor — nicht wahr? Sie gehen ein paar Schritte hinan — vielleicht können Sie Carry und Spanier ſehen oder rufen ... ich bleib' hier."

Und ſie wühlte ihren Hinterkopf tiefer hinein in die verſchränkten Arme, ſo daß das dunkle Haar ſich ganz aufbauſchte um ihre weiße Stirn herum. Sie ſtreckte ſich auch noch ein wenig, um ſich ſelbſt ſo recht das Behagen ihrer Lage fühlbar zu machen.

Der Mann ſtand auf, etwas taumelnd.... Er ſah ſie nicht an ... er fühlte ſich wie erſchlagen ...

Schwerfällig ging er ein paar Schritte am Waldesſaum hinan. Dann rief er mit unklarer Stimme, ihrer kaum Herr: „Hierher ... Hierher ..."

Und ein Jauchzer antwortete ihm. Darauf noch einmal ſein Ruf. Dann wartete er — er ſetzte ſich einfach auf den Boden, die Füße im trockenen, von Gras und Kraut bewachſenen Entwäſſerungsgraben, der den Wald von der Halde ſchied.

„Hat ſie gefühlt, daß ich auf dem Punkt war ..."

„Hat ſie gewünſcht, ich ſollte mich beherrſchen, hat ſie es nicht gewünſcht ..."

Er fühlte: wüßt' ich das, wüßt' ich mein Schickſal.

Alles Warten — alle Zugeſtändniſſe an Welt und Pietät wären ja Kinderſpiel — wenn er nur wüßte.

Wie lange er da ſo ſaß, wußte er kaum. Es kam ihm auch nicht zur Beſinnung, daß er noch zweimal Ruf gegen Ruf hinausſang.

Endlich hörte er Schritte und Stimmen, ganz nahe. Es waren Carry und Spanier, die zurückkehrten.

Er ſtand auf. Ganz plötzlich kam die Kraft über ihn, das heiterſte Geſicht zu zeigen und den Kommenden entgegenzurufen: „Unſere gnädige Frau will gar nicht mehr hinauf — hat ſich ins Heidekraut hineingemuſchelt, als wär's ein Federbett, und ſagt, es ſei da zu ſchön."

Spanier lachte. Er habe ſich ſchon ſo was gedacht und daher das gnädige Fräulein überredet, umzukehren, nachdem ſie ſchon oben geweſen ſeien. Fräulein Forſting habe erſt warten wollen.

„Ja," ſagte Carry, „das konnte ich denn doch nicht denken, weil ſie zu neugierig auf da oben war. Obgleich — es iſt ganz Leonie . . ."

Dazu lächelte ſie nachſichtig, ja faſt zärtlich.

Axel fühlte, daß Spanier ihn ſehr ſcharf anſah — er ahnte nicht, wie blaß er war, wie ſehr ſein Geſicht verriet, daß ein Sturm durch ſein Weſen gebrauſt. Er beantwortete die beobachtenden Blicke des Freundes mit einer abweiſenden Miene.

„Wir wollen uns aber beeilen, Frau Forſting iſt ja ſchon zu lange allein — ſie hat mich ſofort den Herrſchaften nachgeſchickt . . ."

Es war ja töricht, das ſo betont zu ſagen — er fühlte es gleich. Denn er ſah es, in Carrys Blick blitzte etwas auf: Erſtaunen? Verdacht?

Und es war ihm peinlich, dies klare Auge in dunklem Glanz aufſtrahlen zu ſehen — wie im Zorn oder Schreck . . .

Es war immer, als ſtehe man vor einem Richter.

Nach einigen Minuten ſahen ſie Leonie. Die ſtand auf einem Stein und winkte mit der Hand.

Beim Abſtieg auf kürzerem, ſteilem Weg blieben ſie

alle vier zuſammen. Leonie unterhielt die Geſellſchaft und häufte einen heiteren Einfall auf den anderen.

Und der Mann ſah es, wie ſie mit ihrer Phantaſie Beſitz von der Welt ergriff, ungezügelt wie ein Kind, mit der königlichen Unbefangenheit eines Kindes, das noch gar nicht weiß, wie die Dinge ſich in der Wirklichkeit ausnehmen und aneinanderſtoßen. . . . Ja, wie ein Kind oder — ein Genie? —

In ſein Entzücken ſchauerte eine ferne, leichte Furchtempfindung hinein — ſo unbeſtimmt und den Reiz dieſer Frau nur noch erhöhend, wie etwa die Dämmerung, die zwiſchen den Bergen aufzuſteigen und aus dem Waldesſchatten herauszuwirken begann, den Reiz der Landſchaft noch vertiefte.

Axel fragte ſich, ob jene ſchwülen Augenblicke vorhin, wo es ſchien, als wollten alle Seligkeiten des Lebens ſie betäuben — ob dieſe Augenblicke ganz ſpurlos an ihr vorübergegangen ſeien. Oder ob dieſes lachende Leben ſo triumphierend aus ihrem Weſen leuchtete, weil ſie wußte: ich liebe, ich bin geliebt . . .

Und weil es ihm ſein Schickſal bedeutete, glaubte er, was er hoffte.

Durch die Kraft dieſer Hoffnung wurde er heiter wie ſie, unbefangen wie ſie.

Aber in der Nacht, in der Einſamkeit kam die leidenſchaftliche Unruhe wieder zurück und erfüllte ihn ganz. Er ſtand an ſeinem Schreibtiſch und ſah lange ihr Bild an. Dann fiel ſein Blick zufällig auf die Statuette. Das milde Lampenlicht ſetzte auf das Bronzekörperchen ein paar feine Reflexe. Das Drängende, Hinſtrebende in der Bewegung der kleinen, ſchlanken Geſtalt hatte Axel noch nie ſo bemerkt wie jetzt in dieſer Halbbeleuchtung. Er nahm die Statuette auf und umfaßte das halbnackte

Bronzefigürchen mit liebkosender Hand. Es war kühl und hart, seinem Erz gemäß. Axel wandte es hin und her. Und mit einem Male war ihm, als lächle dies Gesicht, wie Leonie lächelte, als ähnle die Bewegung des Körpers den Linien ihrer Gestalt, wie sie sich im Heidekraut gedehnt. . . . Die Figur wog plötzlich wie heißes Blei in seiner Hand . . .

Er ging zu Bett. Sich trotzig gegen jede Sehnsucht wehrend, holte er nüchterne Gedanken herbei aus allen Ecken und Enden. Und dabei schlief er ein. Die kleine Gestalt auf dem Schreibtisch wuchs, nahm Menschengröße an und wandelte ihr dunkles Erz in Fleisch und Blut und leuchtete in Schönheit durch die Nacht. Leise schlich sie zu dem Mann und küßte ihn mit Leonies Lippen und schmiegte sich in seine Arme . . .

Ein schrillender Glockenton bellte wie ein Hilferuf durch den Raum und hieß den Mann auffahren.

In wenig Sekunden war er in Kleidern und unten an der Haustür. Draußen stand ein halbwüchsiger Junge und flehte weinend: Herr Doktor möge doch sofort kommen . . . das Schwesterchen . . . das Schwesterchen . . . die Mutter fürchte, es ersticke . . . wie die Marie im Vorjahr . . . es sei vielleicht wieder Diphtheritis. Seine bebenden Lippen konnten alles nur stammelnd hervorbringen. Aber Axel wußte ja schon genug . . . er sagte, er komme sofort und ging, um sich fertig zu machen.

Ich stillen Hausflur hallten seine Tritte, und er wußte: jetzt saß die alte Frau im Bett aufrecht und horchte in Sorgen, halb um die arme Kreatur, die da in der Nacht so litt, halb um ihn, weil sie immer sagte, sie hätte sich es nicht gönnen mögen, faul zu schlafen, während ihr Schmeer um seinen Schlaf kam, und jetzt beim „Junge" gehe es ihr grad so.

Dieſer Gedanke an die wachſame Alte war linde wie das Streicheln einer Mutterhand.

Er ſchritt in die Nacht hinein . . . ſchwer noch in den Gliedern — in den Nerven noch eine lähmende Erregung . . .

Axel kam an das kleine Haus, wo man ſeiner wartete. Es lag an einer beſcheidenen Nebenſtraße, die zu Gärten und ins Wieſengelände führte und hatte um ſich einen großen Garten, es ließ ſich von drei mächtigen Ulmen beſchützen, viel zu majeſtätiſchen Wächtern für die ſchüchterne Beſcheidenheit der Stätte.

Axel ſchritt durch den Vorgarten, der Lichtſchein aus den Fenſtern bewahrte ihn davor, in die Gemüſerabatten zu treten, von deren Ertrag die Leute lebten.

Über den rotgepflaſterten Flieſenflur kam er in die Stube. Grelles Licht gleißte von der Lampe her, die auf dem Tiſch unterm Fenſter ſtand, kuppellos, damit ſie heller den Raum beleuchte.

Eine Frau ſaß vor dem leeren Gitterbettchen, das Kind hatte ſie aus den verwühlten Kiſſen genommen und hielt es auf ihrem Schoß. Es keuchte mit gedunſenem Geſicht, und ſeine Augen traten ein wenig hervor. Seine Wangen glühten in blauroter Farbe.

Unfern davon ſtand der Mann, hilflos in verlegenen Angſten, wie einer, der gern von Mut ſprechen möchte und ſelbſt vor Furcht weinen könnte. Der halbwüchſige Junge ſaß neben dem kalten Ofen und hielt die Hände gefaltet, als habe man ihn eben geheißen zu beten, aber er murmelte nur immer vor ſich hin: o Gott . . . o Gott . . . o Gott. Und ſtierte auf das keuchende Kind, als ſähe er den Tod leibhaftig daneben ſtehen und vergehe vor Furcht, daß der auch ihn hole. Die Frau hatte den Ausdruck einer Wahnwitzigen.

„Zwei ſind mir geſtorben . . . zwei, Herr Doktor . . . das Marieche und die Schorſchin, Herr Doktor . . . im vergangenen Jahr — als der andere Doktor hier war, der wieder fort iſt . . . grad ſo haben ſie getan — grad ſo . . . Mein Liesche . . . mein Liesche . . ." wimmerte ſie.

Axel nahm ihr das Kind ab. Er ſah, daß es hier hieß, mit dem Tod um ein Kinderſeelchen kämpfen. Ernſt war ſein Geſicht, barſch ſein Wort. Kein Laut drang mehr durch den Raum als das röchelnde Atmen des Kindes und die Anweiſungen des Arztes.

Der Junge am Ofen verſtummte, und der Mann ſah wachſam vom Arzt zur Frau, von der Frau zum Arzt, um auf jeden Wink geräuſchlos und raſch zu bringen, was man brauchte.

Axel hatte ſich nach den Andeutungen des Jungen ganz darauf vorbereitet, einzugreifen, falls es ſich in der Tat um Diphtheritis handelte und Serum mitgebracht, um eine Einſpritzung zu machen. Zuvor aber hieß es, das Kind von der augenblicklichen Erſtickungsgefahr zu befreien. Er brachte das arme Weſen durch mechaniſche Mittel zum Erbrechen, und die Mutter ſchrie auf in Angſt und Mitleid.

Aber allmählich verlor der Ausdruck der Frau die wahnwitzige Spannung — alles krampfhaft Geſteigerte löſte ſich in ihr, und ihr Gemüt, matt von Not, wagte eine leiſe Hoffnung hineinzulaſſen.

Ihre Hände wurden ſicherer, und ſie gewann die mütterliche Frauengeſchicklichkeit zurück, dem Arzt Beiſtand zu leiſten.

Endlich lag das Kind, friſch gebettet, gebändigt von der naſſen Kälte der Einwicklung, von der Atemnot befreit, ſtill da. Axel ſaß neben dem Bettchen und wartete.

Der Mann, deſſen einfache Kraft zerbrochen war

durch die ausgeſtandene Angſt, ſetzte ſich auf den Rand des großen Ehebetts an der anderen Stubenwand; hinter ihm bauſchten ſich die blau-weiß gewürfelten Federbetten auf.

Am Tiſch bei der grellen Lampe hockte auf einer Stuhlkante die Frau. Sie hatte die Ellbogen aufgeſtützt, und ihr Geſicht in den Händen, weinte ſie leiſe . . . vielleicht wieder um die ihr ſchon Genommenen . . . vielleicht weil die Hoffnung ſie rührte . . .

Einmal ſtand Axel auf und ſetzte ſacht die Kuppel über das Lampenglas und öffnete dann ein Fenſter, die dünne, dürftige Tüllgardine, die es zierte, zuſammenſteckend, damit Nachtfalter und Fledermäuſe nicht hereinhuſchten. Darüber hob dann die Frau ihr Geſicht und trocknete ihre Tränen.

Sie ſah den Arzt an. Axel nickte ihr zu — herzlich, ermutigend.

Und der Blick aus den Augen der wunden Frau traf ihn wie ein Segenswunſch.

Als er nach mehr als anderthalb Stunden das kleine Haus verließ, konnte er hoffen, daß dieſen oft beraubten Menſchen das letzte Töchterchen erhalten bleibe.

An der Gartenpforte ſtand er ſtill, um ſich eine Zigarette anzuzünden.

Ihm war ſo zufrieden zu Sinn. Vergeſſen war alle heiße Unruhe und überwunden der ſchwüle Tag und Traum.

Er ſah zurück und zum Himmel auf: ſchwarz und ſchwer die Nacht und in ihrer Dunkelheit noch ſchwärzer die dräuenden Wipfel der mächtigen Ulmen über dem kleinen Häuschen.

Aber aus dem Fenſter dieſes Häuschens winkte das Licht hinaus in die Nacht — und ihm wurde es wie ein

Symbol — ihm war, als ſei das ſein Stern: das Licht aus der Krankenſtube, in die er Troſt und Hilfe getragen.

Das Herz weitete ſich ihm, ſo erfüllt war es von Befriedigung und Dankbarkeit. Er genoß eine Feierſtunde.

Und ſo ging er heim durch die Nacht, ein Mann in reichſter Harmonie, in glücklichem Einsſein mit dem erwählten Beruf.

## Sechſtes Kapitel.

Nein, gewiß, das wollte Carry nicht, ſich überempfindlich dagegen ſträuben, wenn Doktor Axel Wernefeld mit Leonie einmal zu muſizieren wünſchte. Daß er und Leonie es wünſchten, lag zu nahe. Carry kannte es längſt: wo Leonie nur ein Klavier ſah, oder wenn ſie hörte, daß jemand ſingen könne, ließ es ihr keine Ruhe. Gerade an dieſem raſch aufflammenden Verlangen hatte der arme, teure Tote ſich ſo gefreut. . . . Ach, woran hatte er ſich nicht gefreut! Seine letzten Jahre waren nichts geweſen als eine Anbetung des ſtrahlenden, beweglichen Geſchöpfes, das er ſein Weib genannt.

Nachdem Leonie gehört hatte, daß Carry es ganz natürlich fände, wenn muſiziert würde, bat ſie, flehte ſie mit zärtlichſten Worten, Carry ſolle es nur ehrlich verbieten, wenn es ihr doch weh täte.

„Du ſagſt, Doktor Wernefeld habe dich gebeten. Wie könnten wir ihm etwas abſchlagen?“

„Ach, und es iſt auch gar nicht in Peters Sinn, daß ich ſo trübſelig verſtumme,“ ſagte Leonie und wiſchte ſich die Tränen aus den Augen.

„Gewiß nicht,“ gab Carry herzlich zu, „und ich ſelbſt, wie du weißt, habe ſo viele Freude durch deinen Geſang. Nur ſo raſch nach ſeinem Tod — ſo in den gewohnten Räumen noch, da hätte ich es nicht gleich er-

tragen — es war ja immer, als müſſe er hereinkommen und ſich auf ſeinen Stuhl ſetzen."

Leonie ſah es ganz deutlich vor ſich . . . wie der liebe, arme Peter dageſeſſen hatte in ſeiner vornehmen Erſcheinung; man hätte ihn für einen amerikaniſchen Milliardär halten können — ja ſo'n bißchen was Anglo-Amerikaniſches hatte er doch gehabt.

Sie vertiefte ſich fünf Minuten ganz und gar in die Vergangenheit und weinte wieder an Peters Grab und war gewiß, daß ſie beide, Carry und ſie, ihn nie, nie, nie vergeſſen könnten.

Sie hielt Carry umſchlungen. Sie weinten zuſammen. Die eine, weil ſie in ihrer Phantaſie Schmerz und Trennung und Tod erſchüttert erlebte — bis zur nächſten Minute, wo vielleicht ſchon wieder ein buntes Bild ſich über das Schwarze ſchob. Die andere, weil ſie das erkannte und dennoch dankbar und gerührt dieſe Tränen auf das ihr heilige Grab fallen ſah . . . es waren ja echte Tränen, in ihrer Art . . .

Er, er war immer entzückt geweſen von ihrer Kraft, ſich ſchnell in ein ſeeliſches Erlebnis hineinzuſteigern und es ſtark, aber auch wie im Fluge zu durchleben, ſo daß es gleich ſchon wieder hinter ihr lag.

Und er wäre für ſich zufrieden geweſen mit dieſen Tränen . . .

Als ſie ſich gegen Abend zum Ausgang rüſteten, fragte Carry: „Was willſt du denn ſingen?"

„Ich habe ſo auf gut Glück einen Packen Noten zuſammengelegt. Auch Duette. Viel hab' ich an Noten ja überhaupt nicht bei mir. Heute abend wird's ja wohl meiſt aufs Duettſingen herauskommen, ich nehme die Mendelsſohnſchen mit; 'n bißchen populär muß es ſein. Die alten Schmeers ſollen doch zuhören und dein Spanier."

„Mein Spanier?"

„Na ja, wenn du das nicht merkſt, daß der dir heillos den Hof macht . . ."

„Mir — mir? Wirklich? Es gilt mir?" fragte Carry mit einem Ausdruck, den Leonie völlig rätſelhaft fand. Sie gab ſich übrigens keine Mühe, darüber zu grübeln, ſie vergaß es gleich. Carry aber dachte immerfort erleichtert: wirklich, es könnte meinetwegen ſein, daß er ſich ſtets neben mir hält? Sie hatte eine qualvolle Furcht gehabt, es ſei Gefälligkeit Spaniers für Axel, damit der ſich Leonie widmen könne. . . . So bald, nein, ſo bald ſollte ſein Weib nicht von ſeinem Grab fort zu einem anderen gehen . . . das wäre gegen jedes menſchliche Gefühl . . .

Dagegen empörte ſich ihr Herz . . . ach, und vielleicht nicht allein deswegen. . . . Aber ſie entſetzte ſich vor dem, was ihre Seele ihr zuflüſtern wollte. . . . Nein, dachte ſie verzweifelt, nein, nur das nicht! . . .

In Axels Junggeſellenſtube, dem großen Flügelzimmer im erſten Stockwerk, war alles feſtlich hergerichtet. Blumen ſtanden in Gläſern, wo ſich ſolche nur hatten hinſtellen laſſen. Reſi, in Sauberkeit, Wichtigkeit und Ungeſchicklichkeit ſo auffallend, daß es möglich ſchien, ſie würde den Haupteindruck des Abends bilden, ſollte Tee anbieten. Dann die Muſik und danach das Souper in dem zum Speiſeſaal umgeſchaffenen Wartezimmer. Die Wirtin vom „Reichsapfel", die autoritative Vertrauensperſon ihrer Mittagstiſchabonnenten und Stammgäſte, hatte ſich bereit erklärt, ein nettes kleines Abendeſſen hinüberzuſchaffen und ſervieren zu laſſen, deſſen Zuſammenſtellung ſie ihrerſeits wieder mit ihrem alten Freund, dem Rechtsanwalt Spanier, beſprach.

Die Damen ſollten in Frau Schmeers Schlafgemach

ablegen, und die alte Frau wollte ſchon in Axels Zimmer zur Stelle ſein, wenn die Gäſte eintrafen. Im Grunde genommen machte ihr dies alles ja Spaß, wenn ſie auch mit ein bißchen Kopfſchütteln und beſonders eifrigen Reden durch die Ereigniſſe dieſer Tage ging.

Und richtig, als die Damen, von Axel auf dem Flur empfangen, den feſtlichen Raum betraten, war das alte Ehepaar ſchon da.

Sie zierlich und fein und in einem Seidenkleid von unbeſtimmter Mode und unauffälligen Farben, das ihr noch mehr heitere Würde gab. Er nachdenklich und klug ausſehend, ſtill im Hintergrund wie immer. Und als Leonie gleich darüber ſcherzte, warum denn der liebe Herr Sanitätsrat ſich immer ſo im Hintergrund halte, fing Frau Schmeer an zu reden. Ja, das bedeute nichts Geringes: Hintergrund ſein. Was wäre denn eine Frau ohne einen ſolchen? Bloß wie eine Geſtalt vor freier Luft, ohne jeden Zuſammenhang mit der Wirklichkeit. Und bekanntlich erſcheine jedes da viel größer. Erſt der Hintergrund gebe das rechte Maß und hebe optiſche Täuſchungen auf. In ihre Rede hinein kam der Rechtsanwalt Spanier, deſſen elegante und majeſtätiſche Männlichkeit der Abendanzug ganz beſonders zur Geltung brachte. Frau Schmeer dachte bei ſich, daß es gewiß wieder ein ganz neuer Gehrock ſei und natürlich mit ſeidenem Futter.

Carry wurde rot bei ſeinem Eintritt. Sie hätte darüber weinen können. Aber es kam, weil ihr unglückſeligerweiſe Leonies Behauptung wieder einfiel, die ihr jetzt im Angeſicht des Mannes gar keine Erleichterung mehr bedeutete. Aber niemand ſah es außer Spanier ſelbſt, der allen Anweſenden zuzulächeln ſchien und dennoch mit einem erſten, kurzen Blick allein Carry ſtreifte.

Nun kam der große Augenblick für Reſi, die mit dem Teebrett erſchien. Stier ſah ſie auf die ſechs Taſſen, die im Kreis um Zuckerdoſe und Rahmguß ſtanden. Einige waren zu knapp eingegoſſen, andere zu voll, und hinſichtlich dieſer hatte Reſi Todesangſt, daß ſie überſchülpen könnten.

Frau Schmeer konnte es nicht mit anſehen und eilte hinzu. Aber Carry bat herzlich, ſervieren zu dürfen. Und da bot ſie denn den Tee an. Axel und Leonie nahmen ihn ihr faſt achtlos ab, denn ſie waren ſchon in die zwiſchen muſikaliſchen Menſchen übliche einſeitige Vertiefung geraten und fragten ſich, was man alles ſingen wolle, und Leonie hatte ſchon geſagt, daß auch ſie vor Neugier auf Axels Stimme und Vortrag ſich nicht mehr halten könne.

Spanier nahm ſeine Taſſe mit Umſtändlichkeit vom Teebrett und ſchaute dabei lächelnd tief in Carrys Augen. Da erglühte ſie zum zweiten Male.

Carry ſetzte ſich zu Frau Schmeer auf das Sofa. Der alte Sanitätsrat hatte den Lehnſtuhl inne. Und Spanier blieb vorerſt hinter dem anderen Lehnſtuhl ſtehen, die wohlgepflegten, langen Hände über die Lehne gefaltet, wartend, beobachtend, ſowohl Carry als auch die Muſizierenden im Auge behaltend.

Leonie erklärte: ſie hätten ausgemacht, jeder von ihnen wolle ſich ſelbſt begleiten, und bei den Duetten werde Herr Doktor Wernefeld es tun; Wünſche der verehrten Anweſenden hinſichtlich der Vortragswahl würden gern entgegengenommen und, ſoweit die vorhandenen Kräfte und Hilfsmittel erlaubten, berückſichtigt.

Die alte Frau nahm die Scherzrede für ein echt gemeintes Angebot und begann gleich eifrig: wenn man ſich etwas wünſchen dürfe, bäte ſie um das ſchöne Lied, das ihre Mutter immer geträllert, Axel, den ſie ſchon oft

danach gefragt, kenne es leider nicht, aber vielleicht die gnädige Frau. Und ſie fing ſelbſt an, ſprechend zu ſingen:

„Bei dem Glanz der Abendröte
Ging ich ſtill den Wald entlang;
Damon ſaß und blies die Flöte,
Daß mir's durch die Seele drang:
So lala, lala, lala, lala."

Da ſie des Rhythmus des Schluſſes nicht mehr ganz ſicher war, ſuchte ſie ein bißchen herum und probierte dieſen und jenen.

Sie hielt den Beginn des Muſizierens auf. Axel am Klavier wartete achtungsvoll, bis ſie das ganze drollige Lied hergeſagt. Auch die anderen hörten ſtill zu. Leonie war geradezu begeiſtert von der Situation: da ſaß die alte Frau, und ihr rührendes, klangloſes Stimmchen erinnerte an eine eingeroſtete Spieldoſe; aus den Teetaſſen ſtieg Vanilleduft, und die brennend roten Geranien leuchteten im Lichtkreis der Lampen.

Als das letzte dünne „La, la" verklang, fiel Axel mit brauſenden Akkorden ein. Und weil er mit Leonie beſprochen hatte, daß ſie ihre Zuhörer zuerſt mit ein paar Glanz- und Paradeſachen gewinnen wollten, ſang er mit feuriger Unbefangenheit das Lermontoff-Rubinſteinſche „Gönnt mir goldne Tageshelle, Öffnet mir des Kerkers Nacht".

Er war keinen Augenblick beklommen in dem Gedanken, daß er ſich vor einer künſtleriſch ausgebildeten Muſikerin hören laſſe. Bei ſeinen Kommilitonen, im Sanatorium Mahlmann, zuletzt noch in Berlin im Hauſe des Geheimrats Mahlmann hatte man ihn immer bewundert, und im „Reichsapfel" hielt man ihn für mindeſtens ebenſo ſtimmbegabt wie die ſämtlichen deutſchen Hofoperntenöre.

Das temperamentvolle Lied mit dem ſcharfausge-

prägten, ohrenfälligen Rhythmus lag ihm obenein beſonders gut. Sein Tenor, dem jede weibliche Helle und jede Schärfe fehlte, breitete ſich in angenehmer Klangfarbe mächtig vor den Hörern aus und füllte das Zimmer derart, daß man das Gefühl bekam, der Raum ſei zu klein für die Stimme.

Er war glücklich, vor der Frau ſein bißchen Begabung glänzen laſſen zu können — vor der Frau, die er anbetete . . .

Als er geendet hatte, ſagte zuerſt Spanier: „Bravo — bravo.“

Und ſchon zugleich rief Leonie: „Aber Sie haben ja ein großartiges Material — großartig . . .“

Dieſer Augenblick gab Axel die höchſte Freude, die er jemals durch ſein Talent erlebt. Er kam ſich vor, als ſei er ein Liebling der Götter.

„Ja,“ ſagte auch Carry, „Sie haben eine ſehr ſchöne Stimme, die wohltut.“

Frau Schmeer lächelte ihrem Mann zu, als ſei ſie es, die man lobpreiſe.

„Ganz ungewöhnlich,“ fuhr Leonie fort, „iſt, daß Sie gar keine dilettantiſche Unarten im Tonanſatz haben. Es müßte für Kleymann eine Spielerei ſein, Sie vollends auszubilden.“

„Nun, ich meine, das, was unſer Freund kann, bedarf keiner weiteren Ausbildung,“ ſprach Spanier, „für einen Dilettanten kann er viel. Und genug, ſich und andere damit zu erfreuen.“

„Warum ſoll er Dilettant bleiben?“ rief die ſchöne Frau.

„Weil ich doch nun mal Arzt bin . . .“

„Warum ſind Sie es geworden! Mit d e r Stimme! Aber weiter — weiter — —“

Sie hatte zwiſchen Axels Noten herumgeſucht und

ſtellte ihm nun Schumanns „Frühlingsnacht“ hin. Gleich danach jubelte des Mannes Stimme durch den Raum.

„Überm Garten durch die Lüfte
Hört ich Wandervögel ziehn,
Das bedeutet Frühlingsdüfte,
Unten fängt's ſchon an zu blüh'n.
Jauchzen möcht' ich, möcht' ich weinen,
Iſt mir doch, als könnt's nicht ſein!
Alte Wunder wieder ſcheinen
Mit des Mondes Glanz herein,
Und der Mond, die Sterne ſagen's,
Und im Traume rauſcht's der Hain,
Und die Nachtigallen ſchlagen's,
Sie iſt deine, ſie iſt dein.“

Er ſang auch noch die zweite, von Pohl dazu gedichtete Strophe:

„Liebesfrühling blüht im Herzen,
Ziehet ein mit voller Pracht,
Und der bangen Seele Schmerzen
Schwinden wie des Winters Nacht.
Iſt's der Lenz mit Zauberwalten?
Iſt's der Frühling in der Bruſt?
Zu der Jugend Traumgeſtalten
Lockt mich nie gekannte Luſt.
Heil'ge Klänge, ſüße Lieder
Wiegen meine Seele ein,
Und vom Himmel tönt's hernieder:
Sie iſt deine, ſie iſt dein.“

Ihm war, als werbe er mit dieſem Lied um ihr Herz, müſſe ſich ihren Beſitz erſtreiten mit dem Klang ſeiner Stimme, müſſe jeden Ton in das Feuer tauchen, das in ihm brannte.

Und das hob ihn weit hinaus über ſein eigentliches Können. Ihm gelang ein großer Ausdruck und eine herzbezwingende Schönheit des Tons.

Die Zuhörer fühlten ſich ganz davon hingeriſſen. Die alte Frau nickte ſtrahlend ihrem Manne zu. Spanier ſogar war über ein äſthetiſches Wohlgefallen hinaus ge-

packt, und er ſagte zu Carry: „Das iſt ja, um verſtändige Leute in gerührte Toren zu verwandeln — nicht wahr?“

Carry war bleich geworden und antwortete, als ſei ſie ganz zerſtreut, halblaut: „Ja — das ſind die Gefahren...“

Axel aber hörte und ſah nichts davon, daß er ſein Publikum bezwungen hatte. Er war wie trunken von dem Genuß, zu ihr geſungen zu haben, ſich von der Sonne ihrer Begeiſterung beſcheinen zu laſſen. Denn Leonie war begeiſtert. Ganz und gar.

„Solche Begabung legt Pflichten auf! Sie tun unrecht an ſich, Ihren eigentlichſten Beruf zu verleugnen. Der iſt: Sänger zu werden! Mit ſolcher Stimme geht man zur Bühne oder aufs Konzertpodium. Die Kranken in Gerlachshauſen zu kurieren, fänden ſich wohl hundert für einen Doktor. Aber auf hundert Sänger kommt nur einer mit ſolcher Stimme. Wo haben Sie die vortreffliche Ausſprache her? Gerade in dem Lied ſind Schwierigkeiten! ‚Rauſcht's‘ und ‚iſt's‘... Tadellos iſt die Ausſprache. Sie haben entweder ſehr gute Lehrer gehabt oder gar keine angeborenen Unarten und Hinderniſſe in der Kehle.“

Axel erzählte, daß er gar nicht viel Stunden gehabt habe, aber in München und Leipzig während ſeiner Univerſitätsjahre viel Gutes gehört, und zwar mit offenen Ohren, und dann zu Haus verſucht habe, das Gute nachzumachen, ſich über die Urſachen des Mißlingens klar zu werden.

„Dann ſind Sie eben ein Genie,“ erklärte Leonie mit Beſtimmtheit, „ein Geſangsgenie!“

„Leonie!“ ſagte Carry flehend.

„So,“ befahl die ſchöne Frau, blind und taub für alles außer dem Intereſſe an dem Talent, das ſie im Moment zu „entdecken“ glaubte, und das der Welt zu-

zuführen ſofort ihr Vorſatz war, „ſo, jetzt ſingen Sie uns noch die Grals-Erzählung.“

Und ſie ſtellte ihm den ſchon auf der richtigen Seite aufgeſchlagenen Klavierauszug von Lohengrin hin.

Befeuert von ihrer Anerkennung, vor der alle kleinen Erfolge, die er vor Kommilitonen und in Geſellſchaften errungen, ganz verblaßten, fing er an „Im fernen Land . . .“ Auch jetzt ſang er ſchöner als je, mit dem geſteigerten Vermögen, das die Stunde ihm verlieh. Dennoch erreichte er nicht die künſtleriſche Höhe wie bei dem Vortrag des Schumannſchen Liedes. Er ſang ja nicht von Liebe . . . nicht zu ihr, und ſeinen Ton konnte keine werbende Sehnſucht durchglühen . . . es ſollte der Ausdruck ſein für wunſchlos reines Prieſtertum.

Carry hörte den Unterſchied mit grauſamer Deutlichkeit. Die anderen Zuhörer hatten nicht ſolch geübtes Urteil und hörten auch nicht mit einer vor Furcht bebenden Seele.

Leonie natürlich ſpürte den ſtärker hervortretenden Dilettantismus, aber ſie hörte von einem ganz anderen Standpunkt aus. Sie war plötzlich von einem geradezu heißhungrigen Berufseifer erfüllt. Es war ja ſelbſtverſtändlich, daß Axel noch lernen müſſe. Sie lernte doch auch weiter. Alle lernen, immerfort, bis zum letzten Atem — Künſtler ſein, heißt ewig Schüler bleiben! Das hatte Peter Forſting ihr eingeprägt.

Und dieſe Erkenntnis, dieſe allein, war vielleicht die einzige, ganz feſte Linie ihres Weſens . . .

Dann ſtand Axel auf. Man ſah ihm die hohe Erregung an, in der er ſich befand. Spanier beobachtete ihn — mit einem klugen, langen Blick. —

Jetzt endlich, endlich ſollte man Leonie hören.

Sie ſetzte ſich ans Klavier. Mit ihren weißen Fingern

blätterte ſie ein wenig hin und her, ſchien unſchlüſſig und hob dann an mit ſanfter Zurückhaltung die Begleitung zu Wagners „Träume" zu ſpielen. Mit großer Zartheit ſang ſie. Ihre Stimme ſchmeichelte ſich durch die Luft — faſt keuſch — als ſei es Entweihung, Stille zu ſtören...

Die Männer, ſo verſchieden ſie auch ſonſt dieſer Frau gegenüberſtanden, hatten doch beide das gleiche erwartet. Eine Senſation.

Und nun? Kam denn eine große Enttäuſchung? Sie, die uralte Schweſter der Erfüllung, die all das heiße Glück nimmt, das die Erwartung gegeben . . .

Von welch geringem Umfang ſchien doch ihre Stimme. Nur gerade auszureichen für das ſanfte Sehnen dieſes Liedes.

Peter Forſting hatte gewiß ſeine Gründe gehabt, die Kunſt ſeiner Frau nicht auf den großen Markt zu bringen, wozu es doch ſonſt ihn, den Kunſtfreudigen, gewiß gedrängt hätte.

Aber nach ein paar Minuten hatte Axel begriffen: ein ſehr merkwürdiger Klangreiz war in ihrer Stimme. Und von Ton zu Ton ſchien ſie ſich eindringlicher in die Seelen der Hörer hinüberzuſpinnen, ohne daß ſie wuchs und ſchwoll. Es war eine ſeltſame Dunkelheit in ihr, wie in einer Altſtimme . . .

Er hörte — hörte . . . er fühlte, wie ihn dieſe Klänge beſtrickten . . . er ſpürte die vollendete Kunſt des Vortrags . . . eine unausſprechliche Wehmut quoll in ihm empor. Aber in die beginnende Rührung hinein flog ihn ein Schauder an. Denn jetzt ward der Vortrag bewegt, die Stimme hob ſich zur Kraft heißer Hoffnung:

„Träume! Wie wenn Frühlingsſonne
Aus dem Schnee die Blüten küßt,
Daß zu nie geahnter Wonne
Sie der neue Tag begrüßt."

Und dann verbarg ſich dieſes kurze, leidenſchaftliche Aufglühen wieder in keuſchen Zauber — wie von milden Leiden war die Stimme gefärbt, Leiden, die ſchon getröſtet ſind von ſüßem Traum — voll Innigkeit und Ergebenheit war ſie, einem leiſen, wunſchloſen Glück hingegeben.

Leonie hatte geendet und wandte ſich ihren ſtummen Zuhörern zu.

Sie ſah wie verklärt aus, wie ein Weſen, das fern von allen heißen Leidenſchaften nur Seelenſchmerz und Engelsliebe kennt . . .

„War das gut?“ fragte ſie Carry, deren Urteil ſie kannte und achtete, und deshalb wollte ſie gleich wiſſen, ob ſie noch ihr Können beherrſche.

„Es war ausgezeichnet.“

„Hat auch Mühe genug gekoſtet — Gott, das war ein Studium! Das Lied liegt mir ja eigentlich nicht — paßt nicht recht zu meiner Individualität. . . . Aber Peter ſagte immer, ein Künſtler muß ſeine Individualität an den Nagel hängen und für die Dauer der Aufgabe eine andere anziehen können.“

„Alſo nieder mit Apoll,“ ſcherzte Spanier, „es lebe der neue Schutzheilige der Kunſt, Proteus, der ewig veränderliche Meeresgreis.“

„Iſt gar nicht dumm!“ lachte Leonie.

„Paßt auch inſofern, als er weisſagen konnte. Aller Kunſt wohnt Prophetiſches inne,“ ſagte Axel; er wollte ſich ganz frei, ganz unbefangen zeigen. Während doch ein Aufruhr in ihm war, den er kaum noch beherrſchen konnte.

Leonie nahm es gar nicht übel, daß ihr niemand außer Carry ein Lob ſagte. Sie war es ſo gewöhnt, daß vor ihrer Kunſt die Redensarten verſtummten, und kannte eigentlich nur zwei Nachwirkungen ihres Geſangs:

Überwältigte, die ſich nicht einmal trauten, zu danken, und Sachverſtändige, die objektiv erörterten.

„Jetzt will ich ein paar Sachen aus der ‚Winterreiſe‘ ſingen,“ erklärte ſie.

Carry erſchrak. Nein, dachte ſie dann, wie könnt' ich, wie dürft' ich es ihr verbieten! Gerecht bleiben . . . o Gott, gerecht bleiben . . .

Nur vor einem Lied zitterte ſie — vor einem! Aber das würde Leonie ja auch nicht tun — das nicht . . .

Erleichtert atmete Carry auf, denn vom Klavier her klang die düſtere Unruhe der Einleitung zum „Rückblick“.

Axel wehrte ſich — wie gegen Gefahren. Die dunkle, bittere Verzweiflung des Liedes drang auf ihn ein. Der Ton dieſer Stimme war erfüllt von dämoniſchen Gewalten — ſie hielten ſich zurück — man ſpürte ſie, ahnend, ſchaudernd . . .

Als ſich im weiteren Gang des Liedes der zornige Schmerz in Wehmut wandelte, klangen Töne von wunderbarer Milde durch den Raum. —

Weiter ſang die Frau. Lied nach Lied. Zwiſchen jedem ſich und den Hörern kurze Pauſen gönnend. „Die Krähe“ und die „letzte Hoffnung“ und den „Leiermann“.

Axel hatte die Hand über die Augen gelegt. Über ſeine geſchloſſenen Augen . . .

Er litt in namenloſer Bitterkeit — ihn überfluteten Glücksſtimmungen ohnegleichen — er war ein Bettler — der Reichtum des Lebens erdrückte ihn — er war ein unſelig-ſeliger Mann.

Alles, was in den Liedern war, trug ſie durch die Zaubergewalt der Kunſt hinüber in ſeine Seele und ließ es ihn erleben . . .

Und in dieſen Tumult heißer Wonnen und erſchütternder Leiden hinein klang noch wie ein Nachhall, was

ſie vorhin geſagt. . . . Seine Beſtimmung ſei, ſich der Kunſt zu weihen — dieſer Kunſt, die auch die ihre war.

Und wieder eine jener Pauſen, in denen die entnervenden Erregungen ſich zu köſtlicher Mattigkeit löſten.

Dann, nach vertieftem Sinnen, hob Leonie an — ein harter, erbitterter Klang ſchrie auf aus den einleitenden Tönen des Klaviers. —

Aber zugleich erhob ſich ſchon Carry.

„Nein," ſagte ſie außer ſich, „das nicht, das nicht."

Sie war ſehr bleich, und ihr Geſicht hatte einen Ausdruck von Schreck und Schmerz.

Jäh drehte Leonie ſich auf dem Klavierſeſſel um und ſah Carry an . . .

Mit großen Augen — abweſend — einen Herzſchlag lang ganz wie verſtändnislos. Aber dann ſprang ſie auf und eilte auf Carry zu, ſie umarmend.

„Herz — verzeih — aber mein Gott — ich —"

Beinah hätte ſie geſagt, „ich habe es ja im Augenblick ganz vergeſſen!" Sie bezwang das raſche Wort. Die andere hatte erkannt — auch ohne dies Wort . . .

Ja, Leonie brannte ſo ſehr vor künſtleriſcher Begier, das Lied zu ſingen, das ſelten geſungen, in dem gerade ſie ihre Meiſterleiſtung erreichte. So ſehr brannte ſie darauf, daß ſie vielleicht Peter Forſting, ſein Leben, ſein Sterben ganz vergeſſen hatte — gewiß aber in dieſer Stimmung nicht daran dachte, wie der arme Tote es liebte — wie ſie ſich einſt ſein Herz durch dies Lied erſungen, wie er immer von neuem von furchtbarer Erſchütterung erfaßt ward, wenn ſie es ſang.

Denn dies Lied ſprach ſein Schickſal aus . . .

Die Zuſchauer verſtanden nicht, was Carry ſo mit ſchreckhaftem Schmerz erfüllte, weshalb Leonie ſo zärtlich bat. „Verzeih." Nur Axel begriff dieſe Szene.

Er wußte es: das war „Der greiſe Kopf", den Leonie hatte ſingen wollen . . . und er verſtand es, daß es der Tochter, die den Vater geliebt hatte, ſein mußte, als ſollten ihres Vaters heiße Leiden hingebreitet werden vor fremden Menſchen . . .

Leonie ſprach mit einem entſchuldigenden Lächeln: „Ich wollte Ihnen gern ‚Den greiſen Kopf' vorſingen. Aber das Lied iſt mit ſo viel Erinnerungen verknüpft — es tut Carry noch weh — mir auch — aber anders — gerade wohl tut es mir, das zu ſingen. Nicht, Carry? Du verſtehſt das. Und wenn ich mal in die Öffentlichkeit hinaustrete, ſagte Peter, das Lied müßt' ich ſingen, um zu ſiegen."

„Ja," dachte Carry, „er wollte ſein Herz zerreißen laſſen, damit ſie Triumphe habe."

Spanier begriff ſofort, daß dieſer Zwiſchenfall den Abend verderben könne. Da hieß es einen Sprung tun — mitten hinein ins Alltägliche, auch auf die Gefahr hin, für wenig geſchmackvoll gehalten zu werden.

„Aber nun, meine gnädige Frau — lieber Doktor: ein Duett. Es iſt uns verſprochen, vor Zeugen. Ich ſteh auf meinen Schein. Dafür bin ich Juriſt. Ich mache ſonſt Entſchädigungsanſprüche geltend."

Leonie nickte ihm dankbar zu. Und dann ſang ſie mit Axel das Duett von Mendelsſohn: „Ach wie ſo bald."

Sie war aus der Stimmung gekommen, und das Duett ſagte ihr ſowieſo nicht viel. Sie ſang friſch darauf los, mit einer unbefangenen Freude nur am ſchönen Klang. Axel aber fühlte ſich emporgetragen von unnennbarem Glück. Ihm war beinah, als ſei dies das Vorſpiel ihrer Vereinigung.

Später ſaß man um den großen, runden Tiſch, den Frau Schmeer in Axels Wartezimmer hatte tragen laſſen.

Es speiste sich ausnehmend gemütlich daran, und die Forellen machten ebenso wie das garnierte Filet der Küche des „Reichsapfels“ Ehre.

Leonie war in der glänzendsten Laune. Alles gefiel ihr wohl. Sie fand Spanier charmant und dachte, es könne ja gar nichts Netteres geben, als daß Carry sich entschlösse, ihn zu nehmen; er war einer von den Männern, die durch angenehme, sichere Formen und geschmackvolle Erscheinung der Frau eine wirkungsvolle Begleitung durchs Leben verheißen. Und ihr selbst würde er gewiß eine Stütze, ein brüderlicher Freund werden und aus Ritterlichkeit nicht bemerken, wenn Carry mal Löcher in ihrem — Leonies — Budget stopfe. Natürlich wollte sie sich selbst ernähren, das war nach wie vor ihr fester Wille. Aber so flink ging das ja leider nicht. Und es hätte doch den Toten im Grab gekränkt, wenn seine Leonie in falschem Stolz „Schwiegermütterchens“ Brot einstweilen nicht geteilt hätte. Ja, gewiß, einen passenderen Mann wie Spanier konnte Carry nicht bekommen.

Sie sonnte sich auch in der heißen Anbetung, die ihr aus Axels Augen entgegenbrannte. Der Gedanke, ihrem Lehrer Kleymann einen so begabten Schüler zuzuführen, belebte sie ungemein. Sie steigerte sich immer mehr in diese Frage hinein und kam Axel gegenüber wiederholt darauf zurück. Sie nannte ihm die Namen einiger zu großem Ruf und Einnahmen gelangten Sänger, die von der Wissenschaft her zur Kunst gekommen seien, und deren Doktortitel sich besonders schmückend auf dem Konzertprogramm ausnehme, wo er immer gleich das Zutrauen erwecke, daß so ein Mann seine Kunst geistig besser beherrsche, als Leute, die von unten heraufkämen, nur durch eine einseitige musikalische Begabung gestützt.

Aus Carry wurde Spanier nicht klug. Viel lebhafter

als ſonſt nahm ſie am Geſpräch teil und zählte Axel im ſcherzenden Ton vor, daß es noch mehr konzertierende Muſiker gäbe als Doktoren — Überfülle da wie dort. Vierundfünfzig Konzerte fänden oft in einer Woche in Berlin ſtatt. . . . Und warnte ihn vor der Kunſt, wie vor dem „ſchwarzen Mann“. Aber dabei klang ihr Ton mehr erregt als ſcherzhaft. Und ihr Geſicht blieb blaß, und ihre Augen funkelten ſo eigen.

Beinahe hätte Spanier denken können, ſie ſorge ſich, daß Axel auf Leonies Phantaſterei hineinfalle. Aber das war ja Unſinn. Luftſchlöſſer bezieht man nicht. Die haben keinen Hauswirt, mit dem man ſolide, abgeſtempelte Kontrakte machen kann. Das nahm Axel doch nicht ernſt. Carry kannte eben Axel nur oberflächlich, wußte nicht, daß er im Grunde ein tüchtiger, nüchterner Mann war, der ſich gelegentlich zwar mal ein bißchen überſtark begeiſterte. So dachte Spanier. Denn er aß doch alle Tage ſeine Suppe zuſammen mit Axel, da lernt man einander kennen . . .

Er fühlte nicht, daß es ein Erraten von Seele zu Seele gibt . . .

Das alte Ehepaar lächelte dazu. Sie wußten genau: ihr junger Doktor war kein eitler Narr. Den verlockte das bißchen Ruhm nicht, der verging, wie die Töne eines Inſtruments verhallen, wenn es nicht mehr geſpielt wird.

Sie ahnten nicht, daß es für ihn heißere Lockungen gab als die der Eitelkeit . . . Daß die Kunſt noch Seligkeiten verheißen kann, die größer ſind als Eitelkeitsleiden und -freuden . . .

Spät erſt, für Schmeers Verhältniſſe ſpät, trennte man ſich. Axel und Spanier geleiteten die Damen heim, und dabei kam man zum Nachrechnen: nur ein paar Tage noch hatte man vor ſich, dann war der Aufenthalt zu Ende.

„Nur der Aufenthalt . . .“ ſagte Spanier beziehungsvoll.

Und auf dem Rückweg offenbarte er ſich dem Freund. Er nahm, wie er gern tat, deſſen Arm. So ſchritten ſie zuſammen durch die ſtillen Straßen. Spanier ſprach mit ſehr vorſichtiger Stimme.

Es zeigte ſich auch, daß er auf irgend eine geheimnisvolle Weiſe auf das genaueſte über die Verhältniſſe der Damen unterrichtet war.

„Lieber Doktor,“ ſagte er, „ich würde mir unloyal vorkommen, wenn ich Ihnen nicht anvertraute, was ſich mir in dieſen letzten Tagen nach und nach aufgedrängt hat. Fräulein Carry Forſting wäre die rechte Frau für mich, und ich denke, mich um ſie zu bewerben.“

„Was?“ fragte Axel gedehnt. Es war der primitivſte Ausdruck des Erſtaunens. Es kam beinahe heraus, als ſei er dumm und ſtumm vor Verwunderung. Dabei überſtürzten ſich ihm die Gedanken. Alſo es war möglich, Carry zu ſehen, zu lieben, obgleich ſie neben der einen, alle überſtrahlenden ſtand? Seltſam. Und doch gut ſo. Bequem ſo. Darum war Spanier ſtets an Carrys Seite geblieben? Nicht um ihm freie Bahn zu ſchaffen? Deſto beſſer.

„Sehen Sie mal, lieber Freund,“ plauderte Spanier vertraulich weiter, „Männer wie ich kommen ſo ſchwer zum Heiraten. In ſeiner erſten Jugend wird man zu verwöhnt, man läßt ſich hier aufhalten und da — man krankt an männlichem Größenwahn, fühlt ſich zu ſehr als Beglücker des Ewigweiblichen. Na, und wenn das überwunden iſt, findet man ſich eines Tages als zu Erfahrener, zu Kritiſcher bei dem gefährlichen Vorſatz: Keine oder nur eine, die dem Verſtand wie dem Geſchmack in gleicher Weiſe zuſagt. Bloß immer geſchmack-

voll handeln! Sie wiſſen, es iſt mein Grundſatz. Sagen Sie ehrlich: können Sie ſich Fräulein Carry und mich als Paar denken?"

„Ja," ſagte Axel, „ausgezeichnet — ein ſtattliches Paar."

Aber ſein Erſtaunen wuchs und wuchs, und während er „ja" ſagte, regte ſich ein abwehrendes Gefühl in ihm.

„Ich bin kein Jüngling mehr, es kann ſein, daß ich achtzehn oder zwanzig Jahre älter bin als Fräulein Carry. Aber ſie hat bei ihrem Vater geſehen, daß Ehemänner in reiferen Jahren die zärtlichſten Gatten abgeben. Vermutlich würde der Zuſtand zwiſchen uns ja temperierter ſein, als es der zwiſchen ihrem Vater und Frau Leonie war; aber Fräulein Carry iſt auch eine verſchloſſene Natur und dürfte keinen Geſchmack am Romanhaften haben — worin wir uns ja begegnen. Und kurz und gut: glauben Sie, daß ich Ausſichten habe? Sie wiſſen: ich bin kein übler Frauenkenner. Aber im eigenen Ernſtfall verſagt gewöhnlich die Sicherheit der Diagnoſe. Wie ihr Ärzte euch ja auch bei einer lebensgefährlichen Krankheit nicht ſelbſt behandelt."

„Darauf kann ich nichts ſagen. Wie ſoll ich das wiſſen?"

„Hm," machte Spanier, „ich dachte, daß vielleicht Frau Leonie in ihren vielen Tete-a-tetes mit Ihnen mal ein Wort hätte fallen laſſen. . . . Denn eine Heirat Fräulein Carrys wäre ja höchſt wichtig für Frau Forſting, die als Gaſt bei Fräulein Carry lebt . . . Forſting hat ihr nur zwiſchen zwanzig- und dreißigtauſend Mark hinterlaſſen — eine Lächerlichkeit für die Frau mit den Gewohnheiten . . ."

„Woher wiſſen Sie das alles?" fragte Axel erſtaunt, worauf Spanier mit überlegenem Lächeln ſagte: „Mein Lieber — ein Rechtsanwalt weiß immer alles, was er wiſſen will . . ."

Irgendwie fühlte Axel ſich gereizt.

„Nun,“ ſprach er ſo laut, daß Spanier mahnend mit einem „ſch, ſch“ dazwiſchenfuhr, „Frau Forſting wäre die Letzte, dagegen zu intrigieren, wenn es ſich um Fräulein Carrys Glück handelte. Und wenn ſie denn auch auf ſich angewieſen ſein wird: mit ihrer Kunſt kann ſie verdienen. Oder ſie kann ſich wieder verheiraten. Sie wird es — gewiß. Ihr Herz wird ja einmal erwachen . . . ſie hat ja Peter Forſting nicht anders geliebt, als nur dankbar, kindlich. Und dann wird ihr zweiter Gatte für ſie ſorgen . . . ſie wird annehmen, wie er es ihr bieten kann . . . ſei es auch nur beſcheiden. Sie iſt eine Natur, die ſich in jedes Los findet, auch in ein ſtilles, friedliches Glück. . . . Sie hat es ſo oft geſagt, ſeit ſie hier iſt . . .“

Spanier ging nicht auf den letzten Teil von Axels erregter Rede ein. Er war ein Diplomat, und das Thema fand er zu gefährlich. Er fühlte nie die Begierde in ſich, andere Leute feſtzuhalten, wenn ſie einem Feuerſchein nachliefen; er dachte: laß ſie nur, wenn ſie hinkommen und ſehen, es iſt bloß ein Strohdiemen, der brennt, ſo haben ſie immerhin die Bewegung gehabt. Er ſagte nur in ehrlicher Überzeugung: „Wer ſpricht denn davon, daß Frau Forſting jemals imſtande wäre, etwas gegen Fräulein Carrys Glück zu unternehmen? Nein, Naturen wie die ſchöne Frau ſind zu unruhig und zu warmblütig, um ſich auf die Kunſt des Intrigierens zu verſtehen. Auch wird ſie das Vertrauen zu Fräulein Carry haben, daß dieſe ſie nie verläßt, wozu ja auch nur ein Mann von pöbelhafter Geſinnung treiben könnte. Na, und ſolchen heiratet wieder Fräulein Carry nicht. — Ich wollte nur von Ihnen wiſſen, ob Frau Leonie irgend etwas von einem etwaigen

Wohlwollen Fräulein Carrys für mich verraten hat. Wenn man, nicht ohne rühmliche Erfolge, zweiundvierzig geworden ist, macht einen die Furcht ein bißchen nervös, der unrühmliche Abschluß könne ein Korb sein."

„Wir haben niemals von Ihnen und Fräulein Carry gesprochen. Aber daß Ihnen eine einen Korb gibt, kann ich mir nicht vorstellen," sagte Axel.

Nein, er konnte es sich wirklich nicht vorstellen. So ein angenehmer, stattlicher Mensch war Spanier. Und die alte Frau Schmeer hatte es ihm erzählt: der war nur nicht dazu gekommen, eine zu wählen, weil zu viele ihn zu gern gewollt. Also ein Mann für die Frauen und von jener Männlichkeit, die erraten läßt, daß sie zwar schwer besiegbar, aber schließlich doch besiegbar ist. Warum sollte Carry ihn nicht nehmen.

Und doch wurde Axel ganz beklommen, wenn er daran dachte. Voll Behagen sprach Spanier weiter.

„Wir passen ja auch in jeder Hinsicht ausgezeichnet zusammen. Nicht daß ihr Vermögen mich reizt. Ich hätte genug ‚Partieen' machen können. Das können Sie sich von selbst sagen. Aber natürlich, eine mittellose Frau würde ich nie heiraten. Meine Einnahmen reichen weit — ziemlich weit — ein braver Mann könnte Frau und sechs Kinder damit durchbringen ohne Last. Ich habe einige Geschmacksrichtungen, die vom braven Mann abweisen und mit deutlichem Finger hin auf das Laster nobler Lebensführung. Ja, so ist es. Es wäre mir gräßlich, wenn ich eines Tages sagen müßte: Frau sei sparsamer, die Kinder kosten zu viel. Oder einem armen Teufel, der in Kämpfen steht, nicht mehr beispringen dürfte, weil sonst das Budget in Unordnung käme. Ich kann's so ausdrücken: meine Einnahmen reichen anderthalbmal für mich, also nicht zweimal — nicht für zwei . . ."

„Sie ſind heute ſo beredt wie die alte Schmeer," ſprach Axel.

„Wenn ich eben ſo viel Geſcheites vorbringe wie die, bin ich geehrt durch den Vergleich. Schluß: ich bitte, Mann zu Mann, mit offenen Karten in der Hand: geben Sie mir einen Wink, wenn Sie was ſpüren, ob ich Chancen habe?"

„Ja."

„Das iſt ein Wort. Und ich meine, Fräulein Carry, klar, warm, gemäßigt wie ſie iſt, wird es angenehm empfinden, wenn ich beſonnen vorgehe."

„Zum beſonnenen Vorgehen gehört Zeit, und die Damen reiſen in vier Tagen."

Ruhevoll erwiderte Spanier: „Gerlachshauſen ab acht Uhr zehn, Berlin an vier Uhr vierundfünfzig; Gerlachshauſen ab drei Uhr ſechzehn, Berlin an . . ."

Axel mußte lachen, und das war der erſte, freie, glückliche Laut, der ſich ſeit Stunden aus ſeiner erhitzten Stimmung losrang.

So nahe war man beieinander. Nur ein paar Stunden Eiſenbahnfahrt . . .

„Im Oktober zu dem Konzert der gnädigen Frau reiſen wir hin," ſchloß Spanier.

„Und ich bleibe dann gleich da," ſagte Axel. Es ſollte ein Scherz ſein. Aber indem ihm die Worte von den Lippen kamen, verlor er ſchon alle Unbefangenheit, und er fühlte genau, daß er es ausſprach, um auf das Echo zu hören . . .

„Schön," ſprach Spanier, „und wenn Sie dann erſt ein verhungerter Sangesbruder ſind, dürfen Sie mich anpumpen. Meine Kaſſe hat feſte Prinzipien: für notleidende Korpsbrüder bis zu Beträgen von . . . hm, hm . . . zig oder . . . ſend; für notleidende Genies bis zum Betrag von fünf M."

„Kein geſchmackvoller Spaß," ſagte Axel gereizt. „Bloß damit Sie mich endlich nach Haus ſchicken, denn wir gehen hier ſchon eine halbe Stunde auf dem Kirchplatz hin und her." —

Es war nach ein Uhr in der Nacht, als Axel leiſe aufſchloß und vorſichtig über die Flieſen des Flurs ging, die Treppe hinauf und in ſeine Räume.

Da waren noch die Spuren ihrer Gegenwart: die Noten auf dem Klavier — die rotglühenden Blumen in den Gläſern —

Er hielt ſich keinen Augenblick in dieſem Zimmer auf — keinen.

Er ging in ſeine Schlafſtube und in großer Haſt in ſein Bett.

Wie hätte er ſchlafen können! Er lag im Dunkeln. Die Fenſter ſtanden weit geöffnet. Aber es kam keine Kühle herein. In der ſchwarzen Nacht ſchien eine ſchwüle Unruhe zu vibrieren. Zuweilen huſchte unten am Himmel, fern, hinter den Bergen ein flinker Schein und zeigte die ſchwarzen Formen der Berge vor rötlich glänzendem Hintergrund wie auf einem zweifarbigen Plakat.

In dem Mann gärte eine Unruhe, die ſein Weſen faſt zerſprengte.

Er wünſchte ſich, daß irgend etwas Erlöſendes geſchehe. Ein Ereignis, das alle Menſchen auf- und zuſammentrieb und die ganze Nüchternheit des Tageslebens erwecke, ſo daß es ihn umfing und die Gedanken erſticke.

Daß das rote, zuckende Aufleuchten da hinten ſich zum leidenſchaftlichen Gewitterbrauſen erhöbe und mit dröhnendem Krachen herauf- und einherziehe.

Oder daß irgend eine arme Seele im Jammer körperlichen Leides nach ihm ſchrie und herauszwang aus dieſer ſtummen Qual.

Aber nichts geſchah. Draußen blieb die Nacht in ihrer ſchweren Stille. Und das Geſpenſt, das da zuweilen am Horizont rote Lichtarme emporwarf, blieb in geheimnisvoller Ausdauer fern hinter den Bergen bei ſeiner raſtlos-ſtummen Geiſterarbeit. —

Künſtler ſollte er werden, hatte ſie ihm geſagt — ſie, die eine ſo große Künſtlerin war und deshalb abwägen konnte, ob er ein Auserwählter ſei. Berufen hatte er ſich immer gefühlt, immer . . . das waren ja die Kämpfe ſeiner erſten Jünglingsjahre geweſen. Als er ſie ausfocht, hielt er ſich an treuer Vaterhand. . . . Vielleicht hatte er ſich entſchieden, wie er getan, eben weil dieſe Hand ihn doch mit unmerklichem Druck geleitet . . .

Das durchfuhr ihn . . . nie hatte er an dieſe Möglichkeit gedacht. Aber kaum dachte er an ſie, bekam ſie auch ſchon gleich den Wert einer Wahrheit. Und ſie wurde wie ein Magnet: zog alles an, was nun zu ihr in geheimem Zuſammenhang ſtand . . . Ohne des Vaters Beeinfluſſung, die nur umſo wirkungsvoller geweſen, weil ſie faſt unſpürbar war, ohne ſie wäre er doch ſchon damals den anderen Weg gegangen. . . . Er belud ſeinen toten Vater mit der Verantwortung für die Not dieſer nächtlichen Stunde . . . er glaubte ſich als Opfer väterlicher Engherzigkeit fühlen zu dürfen.

Wo er ſie fand, nahm er ſo die Farben und malte ſich ein Bild zurecht . . .

Ja, ſein Vater hatte ihn in dieſen Beruf gedrängt. Gewiß, er fühlte ſich in vereinzelten Stimmungen zufrieden darin. Es wäre ja auch unmännlich geweſen, nicht immer und immer, wo man auch ſtand, ſeine Pflicht zu tun.

Aber war es wohl jemals ganz ſtill geworden in ihm, dies heimliche Sehnen nach der bunten, unruhvollen Welt der raſchen Siege, der ſchnellen Nieder-

lagen. Nach dieſer Sphäre des geſetzloſen Wechſels von Nebel und Sonnenſchein . . .

Die holde Törin Phantaſie kam und nahm ihn an der Hand und führte ihn in ihr glänzendes Land. Und er war ſein Lebenlang immer an den Grenzen ihres Gebiets herumgeſtrichen und hatte dabei gelernt, ihre Sprache zu verſtehen, auf ihre zärtlichſten Flüſterworte zu lauſchen.

Jetzt nahm ſie ihn mit in ihren ſchönſten, reichſten Garten, in den der Kunſt, und ließ ihn die heißen Wonnen der Hingabe an ſie koſten. Sie raunte ihm zu, daß er ſein werde wie ein Fürſt, wenn er die Seelen aller, die ihm zuhörten, zwänge, ihm zu folgen. Daß er mit ſeinem Lied mehr leidende Herzen erquicken werde als mit all ſeiner Wiſſenſchaft. Und ſie zeigte ihm, daß eine Gefährtin ſeiner harre, ein ſtrahlendes Geſchöpf mit ſprühenden, lachenden Blicken — beweglich wie die holde Törin ſelbſt, unerſchöpflich wie ſie im Reichtum des Weſens.

Weit öffnete ſie die Tore ihres Wunderlandes. Er ſuchte ſich gegen den Lichtſchein, der von dorther auf ihn zuwallte, zu wehren. Er beſann ſich. Er ſagte ſich, daß man Verpflichtungen nicht von ſich wirft wie ein ausgeleſenes Buch, deſſen Inhalt enttäuſchte. Er durchlitt alle Beſchämung im voraus, die er im Herzen fühlen würde, wenn er der alten Frau geſtehen müßte, er wolle den Beruf wechſeln. Feſt, verzweifelt klammerte er ſich an den Vorſatz: ich tue es nicht! Und fühlte, er werde es doch tun.

Alles, was er jemals in nüchternen Stunden über ſeine Begabung und ihre Grenzen gedacht und erkannt, holte ſein Verſtand aus ſeinem Gedächtnis zuſammen und wollte damit eine Schutzmauer aufführen.

Vergebens . . .

Er hatte eine Vision . . . die holde Törin hatte Gestalt gewonnen . . . leibhaftig saß sie auf seiner Bettkante, schlank und leicht, ihre perlmutterfarbenen Flügel schimmerten, und ihre Hände hatte sie ums Knie gefaltet. Ein wenig neigte sie das Gesicht zu ihm, und ihre Augen waren wie lauter Glanz. So saß sie zwanglos — gesellig — eine gute, ihm wohlbekannte Gefährtin, und plauderte ihm vor. . . . In ihrem Mund wurden alle Dinge selbstverständlich. Es gab keine Schwere und keine Pflicht, keine Bedenken und keine Scham. Es gab nur das Abenteuer und das Wunderbare. Und nur das allein war das Leben . . .

Er horchte mit heißer Gier. Denn er war ja von denen, die ihre Sprache verstehen . . .

Als der Tag draußen aufstieg und der Himmel bleich wurde wie eine hellgraue Perle — schimmernd und doch matt, lag der Mann noch immer schlaflos.

Aber im blassen Morgenlicht schien sich alles aufzulösen. Die heiße Unruhe erlosch.

Was ist das für Unsinn, dachte Axel, das tue ich ja nicht, das darf ich doch nicht. Und er drehte sich herum, suchte eine Lage, die ihm noch ein bißchen Schlaf versprach, als habe er sich den nun mit der vernünftigen Einsicht erkauft.

Aber der Schlaf kam doch nicht mehr. Und dem Mann war, als habe er eben so ins Unbestimmte hineingelogen — sich, aller Welt was vorgelogen.

Und plötzlich wußte er — auch in dem kühlen Morgenlicht wußte er es: er würde es doch tun!

Schluß des ersten Bandes.

## Fünfzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Hopfen**, Der Väter zweie. — 3. **Hill**, Um eines Haares Breite. — 4. **Eckstein**, Willibald Menz. Lavafluten. — 5. 6. **Ohnet**, Nimrod & Cie. — 7. **Malling**, Der alte Herrenhof. — 8. **Griffiths**, Im Expreßzug Rom-Paris. — 9. 10. **H. v. Zobeltitz**, Talmi. — 11. **Yorke**, Um des Kindes willen. — 12. **Claretie**, Das Auge des Toten. — 13. 14. **Croker**, Verheiratet oder ledig? — 15. **Ahrenberg**, Neue Bahnen. — 16. **Murray**, Ein Spitzbubengewissen. — 17. 18. **Schubin**, Vollmondzauber. — 19. **Clifford**, Ein sonderbarer Stellvertreter. — 20. **v. Bunsen**, Auf Riedenheim. — 21. 22. **Markewitsch**, Prinzessin Lina. — 23. **Doyle**, Ein gefährlicher Ausflug. — 24. **Georgy**, Aus den Memoiren einer Berliner Range. — 25. 26. **Rameau**, Die Letzten aus dem Hause Montberthier.

## Sechzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, In der Tiefe des Abgrunds. — 3. **Skowronnek**, Hans der Sieger. — 4. **Loti**, Ein Seemann. — 5. 6. **Croker**, Miß Balmaines Vergangenheit. — 7. **v. Wonde**, Im eigenen Nest. — 8. **Hope**, Mr. Witts Witwe. — 9. 10. **Döring**, Jadwiga. — 11. **Hornung**, Der neue Herzog. — 12. **de Bièvre**, Tante Baby. — 13. 14. **E. v. Zobeltitz**, Das Heiratsjahr. — 15. **Wahlenberg**, Marta Hilding. — 16. **Alden**, Seine Tochter. — 17. 18. **Hopfen**, Die ganze Hand. — 19. **Gerard**, Eine vergessene Sünde. — 20. **Wolters**, Der Wohlthäter. — 21. 22. **Theuriet**, Die Zuflucht. — 23. **Grahame**, Das goldene Zeitalter. — 24. **v. Baudissin**, Im engen Kreise. — 25. 26. **Croker**, Berechtigter Stolz?

## Siebzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Davis**, Soldaten des Glücks. — 3. **Skowronnek**, Ihr Junge. — 4. **de Wailly**, Lucettes Schwur. — 5. 6. **Kipling** und **Balestier**, Naulahka. — 7. **Misch**, Der Adelsmensch. — 8. **de Tinseau**, Durch fremde Schuld. — 9. 10. **Schulte vom Brühl**, Frühlings-Evangelium. — 11. **Murray**, Die Jagd nach Millionen. — 12. **Busse**, Röschen Rhode. — 13. 14. **Leys**, Das Geheimnis des Rechtsanwalts. — 15. **H. v. Zobeltitz**, Die Tante aus Sparta. — 16. **Theuriet**, Unter Rosen. — 17. 18. **Schubin**, Im gewohnten Geleis. — 19. **Lie**, Im Märchenland. — 20. **Hopfen**, Zehn oder elf? — 21. 22. **Croker**, Die Dorfschönheit. — 23. **Blicher-Clausen**, Inga Heine. — 24. **Griffiths**, Ein schneidiges Mädchen. — 25. 26. **v. Oertzen**, Eine glückliche Hand.

## Achtzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Woltogen**, Die arme Sünderin. — 3. **Bodkin**, Verschwindende Diamanten. — 4. **v. Bülow**, Im Hexenring. — 5. 6. **Lesueur**, Slavische Leidenschaft. — 7. **Voß**, Der gute Fra Checco u. a. Gesch. — 8. **de Vere-Starpoole**, Toto. — 9. 10. **v. Roberts**, Schwiegertöchter. — 11. **Aidé**, Die Erzieherin. — 12. **H. v. Zobeltitz**, Frau Karola. — 13. 14. **Robinson**, Jung-Nin. — 15. **v. Oertzen**, Frei für die Ehre! — 16. **Bourget**, Das Spitzenmäuschen und andres. — 17. 18. **E. v. Zobeltitz**, Die papierene Macht. — 19. **Glyn**, Elisabeths Besuche. — 20. **Döring**, Der Förster. Heinrich Timm. — 21. 22. **Ohnet**, Die lichtscheue Dame. — 23. **Croker**, Die Spinne u. a. Gesch. — 24. **Heine**, Bis ins dritte und vierte Glied. — 25. 26. **Burnett**, Eine vornehme Dame.

## Neunzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **E. v. Zobeltitz**, Der Backfischkasten. — 3. **Guida**, Zwei Sünder. — 4. **Schubin**, Marska. — 5. 6. **Malot**, Daheim. — 7. **v. Rom**, Man lebt so hin. — 8. **Bodkin**, Ein weiblicher Detektiv. — 9. 10. **v. Oertzen**, Irrlichter. — 11. **Rod**, Auf halbem Wege. — 12. **Westkirch**, Geschichten von der Nordkante. — 13. 14. **Hunt**, Kein Herz. — 15. **Döring**, Deutsche und polnische Liebe. — 16. **Poradowska**, Die Stimme des Blutes. — 17. 18. **Skowronnek**, Das rote Haus. — 19. **Cobb**, Skrupel. — 20. **Lie**, Nordwärts. — 21. 22. **Ohnet**, Der Schritt zur Liebe. — 23. **Croker**, Eine verhängnisvolle Fahrt. — 24. **Olden**, Die erste Krawatte und andre Geschichten. — 25. 26. **Warden**, Das Gasthaus am Strande.

## Zwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Richard Voß**, Ein Königsdrama. — 3. **Johannes Johannsen**, Die Amazone und andre Geschichten. — 4. **D. Melegari**, Gefeit. — 5. 6. **Ossip Schubin**, Maximum. — 7. **E. W. Hornung**, Ein Einbrecher aus Passion. — 8. **E. W. Hornung**, Die schwarze Maske. — 9. 10. **Champol**, Goldene Blumen. — 11. **Henry de Vere Starpoole**, Der Bourgeois. — 12. **Thomas Glahn**, Heiratstifter. — 13. 14. **B. M. Croker**, Angelika. — 15. **Guy Chantepleure**, Blütenumrankte Ruinen. — 16. **L. Rudde**, An stillen Wassern. Aus der Flutzeit. — 17. 18. **Hanns v. Zobeltitz**, Krach. — 19. **Elinor Glyn**, Ambrosines Tagebuch. — 20. **Richard Skowronnek**, Sommerliebe und andre Geschichten. 21. 22. **Archie Armstrong**, In der Gewalt der Umstände. — 23. **Richard Voß**, Die neue Circe. — 24. **B. M. Croker**, Das stolze Mädchen und andre Geschichten. — 25. 26. **Pierre de Coulevain**, Eine siegreiche Eva.

## Einundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Ida Boy-Ed**, Heimkehrfieber. — 3. **P. O. Höcker**, Frühlingsstürme. — 4. **W. Mc Donell Bodkin**, Giftmischer. — 5. 6. **Richard Voß**, Die Reise nach Mentone. — 7. **Georges Maréschal de Bièvre**, Trautchen. — 8. **Semène Zemlak**, Unter der Knute. — 9. 10. **B. M. Croker**, Die Katzenpfote. — 11. **Victor Blüthgen**, Bekenntnisse eines Häßlichen und andere Geschichten. — 12. **Fergus Hume**, Verwehte Spuren. — 13. 14. **Guy Chantepleure**, Ein Aprilscherz. — 15. **E. Lahrow**, Schwarz-Rot-Gold. — 16. **Bret Harte**, Pioniere des Westens. — 17. 18. **Fedor von Zobeltitz**, „Kreuz wende dich". — 19. **Henry Harland**, Des Kardinals Schnupftabaksdose. — 20. **Marie Diers**, Im Herrenhaus von Ludmühlen. — 21. 22. **Henry Seton Merriman**, Der rosa Brief. — 23. **Karl Rosner**, Der Fall Versegy. — 24. **James Weber Linn**, Die zweite Generation. — 25. 26. **Jean Rameau**, Die Nudelprinzessin.

## Zweiundzwanzigster Jahrgang.

**Die arme Prinzessin.** Roman von **Fedor von Zobeltitz.** 2 Bände.

Glänzend in seinen, von glücklichem Humor getragenen Schilderungen und in der Fülle seiner originellen Figuren – ein packendes Lebensbild aus dem Hochadel unserer Zeit.

**Wer bist du?** Von **Marie Diers.**

Die Frage des Kennens oder Nichtkennens zwischen Mann und Weib in seiner Schwere und seiner Qual liegt den Konflikten dieses wirklich guten Romans zu Grunde, worin sich das Talent der Verfasserin, den Menschen und sein Los von innen heraus zu gestalten, glänzend offenbart.

**Das verborgene Modell.** Von **Frances Harrod.** Aus dem Englischen.

Dieser sehr spannende Roman ist zwar auf einem Verbrechen aufgebaut, doch ist er nichts weniger als ein Kriminalroman im gewöhnlichen Sinn. Sein faszinierender Reiz beruht vor allem auf der vorzüglichen Schilderung interessanter Seelenvorgänge und der meisterhaften Milieu-Darstellung.

**Samum.** Von **Richard Voß.** 2 Bände.

Diese Schöpfung des berühmten Dichters, worin die sich im neuen Rom bekämpfenden Strömungen in kühnen Zügen dargestellt werden, ist ein Kulturbild großen Stils. Ein heißer, erstickender Wüstenwind von verbrecherischem Ehrgeiz und rasender Liebesleidenschaft weht durch die Schilderungen der römischen Gesellschaft zur Zeit Crispis und der Umwandlung Roms in eine moderne Stadt.

**Von kleinen und großen Leuten.** Von **Otto Ernst.**

Aus der Fülle reicher Lebenserfahrung bietet der allbeliebte Dichter einen bunten Strauß bald ernster, bald heiterer Geschichten und Bilder, die in ihrer Echtheit und ihrer Gemütstiefe jedem ans Herz greifen müssen.

„Ein Buch von Otto Ernst ist mir wie ein froher Festtag," urteilt die „Berliner Zeitung".

**Eine Heiratskomödie.** Roman von **Guy Chantepleure.** Aus dem Französischen.

Mit echt französischer Anmut und Grazie erzählt der unseren Lesern bereits vorteilhaft bekannte Verfasser seine auf einer sehr originellen Idee aufgebaute, zum Herzen sprechende Geschichte.

**Ein gewagtes Spiel.** Von **Ellen Thorneycroft Fowler.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Ein gut Teil Lebensweisheit steckt in diesem mit behaglichem Humor erzählten Roman, dessen auf einem seltsamen Quiproquo beruhenden Irrgängen wir mit Staunen und Interesse folgen.

**Der heilige Ehestand.** Von **Ingeborg Maria Sick.** Aus dem Dänischen.

Wirkliches Leben, vortrefflich geschaute Gestalten begegnen uns in dieser von hoher poetischer Schönheit verklärten, von tiefem ethischem Gehalt durchdrungenen und dabei überaus anmutigen Geschichte, worin die rasch zur Berühmtheit gelangte Verfasserin die grundverschiedenen Ehen eines Schwesternpaars einander gegenüberstellt.

**Kein Held.** Von **E. W. Hornung.** Aus dem Englischen.

In männlich-sicheren Zügen schildert Hornung die Figuren seiner ebenso originellen als ergötzlichen Geschichte, deren Schauplatz die Riffelalp mit ihrem vorzüglich geschilderten Touristengewimmel bildet.

**Eine romantische Heirat.** Von **Marguerite Poradowska.** Aus dem Französischen. 2 Bände.

In diesem flott und temperamentvoll geschriebenen Roman führt uns die beliebte Erzählerin nach ihrer galizischen Heimat, mit der sie aufs innigste vertraut ist und die sie auch uns lieb und wert zu machen weiß.

**Don Juans Frau.** Von **Paul Oskar Höcker.**

In dem hinreißenden Schwung, der der Darstellungskunst Paul Oskar Höckers eigen ist, gibt dieser originelle und spannende Roman – den die junge Frau eines modernen Don Juan erlebt – eine Fülle von geistreichen Ein- und Ausfällen, von treffsicherer Menschenbeobachtung und poetischem Stimmungszauber der bunt wechselnden Schauplätze.

**Die junge Frau Kandel.** Von **George R. Sims.** Aus dem Englischen.

Ein lustiges Buch voll feiner Satire, das seinem Vorbild, den weltberühmten Kandelschen Gardinenpredigten, nichts nachgibt. Sein köstlicher Humor macht es namentlich auch zum Vorlesen in heiteren Kreisen geeignet.

**Die Referendarin.** Von **Carl Busse.** 2 Bände.

Dieser lebensprühende Liebesroman des bekannten Dichters gehört zum Besten seiner Gattung! Niemand wird sich der Wärme und der elementaren Gefühlskraft der Darstellung entziehen können. In der Schilderung des Kleinstadtmilieus kommt auch ein liebenswürdiger Humor zu seinem Recht, und so kernig modellierte Gestalten wie der prachtige Assessor Buttiche prägen sich dauernd der Erinnerung ein.

**Auf der alten Fährte.** Von Bret Harte. Aus dem Englischen.

Die ganze Urwüchsigkeit des amerikanischen Grenzerlebens tritt uns in diesen fein pointierten, mit trockenem Humor erzählten Geschichten des berühmten Meisters der Novelle entgegen.

**Elias Portolu.** Von Grazia Deledda. Aus dem Italienischen.

In ihrer stark ausgeprägten Eigenart schildert uns hier die berühmte Sardin schlichte, goldechte Menschen ihrer schönen Heimatinsel, die heiß und ursprünglich empfinden. Mit psychologischer Feinheit zeichnet sie die Seelenzustände des Helden und deckt die verborgensten Falten eines ruhelosen Menschenherzens auf.

**Bekenntnisse einer Frau.** Von Mary Adams. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Der ewige Gegensatz zwischen Mannes- und Frauenliebe dürfte kaum jemals ergreifender und mit größerer dichterischer Kraft geschildert worden sein, als in diesem gereiften, von hohem sittlichem Ernste erfüllten Roman, der durchaus den Stempel des persönlich Erlebten trägt und vielleicht eben darum so ganz typisch wirkt.

**„Einsamkeit 19“.** Von Fr. Lehne.

Eine flott und amüsant geschriebene Erzählung, die in jedem Leser eine Stunde fröhlichen Behagens auslösen wird. Die noch junge Verfasserin führt sich mit dieser Erzählung aufs glücklichste bei uns ein.

**Eine erlauchte Frau.** Von Henry Harland. Aus dem Englischen.

Ein Kabinettstück feiner und zierlicher Erzählungskunst ist diese von liebenswürdigem Humor durchwobene Geschichte, in der sich der Verfasser von „Tes Kardinals Schnupftabaksdose“ im besten Lichte zeigt.

**Des Lebens Enge.** Von Hanns von Zobeltitz. 2 Bände.

Dieses neueste Werk des allgemein beliebten Erzählers gibt einen Ausschnitt aus der heute alle Welt bewegenden Frauenfrage, die er in ganz eigenartiger Weise behandelt. Die reichbewegte Handlung des Romans führt den Leser bald in die großartige Natur des Engadin, bald in das stille Leben des norddeutschen Adels, bald in die flutenden Wogen der Großstadt.

## Dreiundzwanzigster Jahrgang.

**Die beiden Wildtauben.** Von Richard Skowronnek. 2 Bände.

Die reichbewegte und psychologisch fein geführte Handlung dieses neuesten Werkes des berühmten Erzählers zeigt die Schicksale zweier Försterskinder, die „beiden Wildtauben“ genannt, die nach einer in der Großstadt empfangenen Erziehung in die Waldeinsamkeit verschlagen werden, zeigt, wie die eine Wildtaube ihr bescheidenes Glück im engen Kreise findet, während die andere, von den Stürmen der Leidenschaft getrieben, sich verstiegt und in Not und Verderben gerät.

**Im Wagen des Bischofs.** Von Miriam Michelson. Aus dem Englischen.

Mit echt amerikanischer Lebendigkeit und köstlicher Naivität, um nicht zu sagen Unverfrorenheit, erzählt in dieser originellen Geschichte ein „smartes“ Yankee-Mädel seine luftigen Abenteuer.

**Auf Tod und Leben.** Von Ewald Gerhard Seeliger.

Ob der begabte Verfasser dieses bunten Novellenstraußes heitere oder düstere Töne anschlägt, stets weiß er mit sicherem Blick die Eigenart von Menschen und Dingen zu erfassen und dem Leser originell geschaute, scharf ausgeprägte Lebensbilder vor Augen zu führen.

**Die Stärkere.** Von Riccardo Pierantoni. Aus dem Italienischen. 2 Bände.

In glühenden Farben schildert der hochbegabte, in seiner Heimat rasch berühmt gewordene Verfasser, den in Deutschland einzuführen zu dürfen, wir uns zu besonderer Ehre rechnen, den tragischen Konflikt eines Seemanns zwischen seiner Leidenschaft für die See und seiner spaten Liebe zu einer schönen, warmherzigen Frau.

**Das glückliche Tal.** Von B. M. Croker. Aus dem Englischen.

Im Rahmen einer mit echt Crokerscher Anmut erzählten Geschichte gibt die gefeierte Verfasserin ein überaus lebendiges, anschauliches Bild von Land und Leuten Normegens mit seinen prachtigen Fjorden, seinen grünen Talern und seinen fischreichen Stromen.

**Sonja.** Von J. Blicher-Clausen. Aus dem Dänischen.

Mit tiefem, innigem Verständnis behandelt die unter den nordischen Erzählern in allererster Reihe stehende Verfasserin der Liebe Allgewalt, zugleich aber auch das Problem des Verhältnisses der zweiten Frau dem Gatten und einem heiratsfähigen Kinde gegenüber. In ergreifenden Worten entrollt sich vor uns das Schicksal dreier Menschen, die wir alle drei gleich lieb gewinnen.

**Der Schatten des Stricks.** Von E. W. Hornung. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Der bekannte Verfasser von „Ein Einbrecher aus Passion“ erweist sich auch hier wieder als ein Meister des Kriminalromans, wenn man diese Bezeichnung auf ein Buch anwenden will, das sich sowohl durch das darin behandelte Problem, als auch durch die überlegene Art und Weise, wie sich der Autor damit abfindet, weit über den Durchschnitt dieser Gattung erhebt.

**Huguettes Abenteuer. — Claude Chamboches Sekretär.** Von Guy Chantepleure. Aus dem Französischen.

Zwei Lustspiele sind es eigentlich, die der unsern Lesern vorteilhaft bekannte Verfasser hier in Novellenform bietet. So anspruchslos die amüsanten Geschichten auch sind, so muten sie doch durch die Grazie der Darstellung, ihren echt französischen Esprit aufs liebenswürdigste an.

**Wenn ich der König wär'!** Von Justin Huntly Mc Carthy. Aus dem Englischen.

Die problematische Natur des zur Zeit Ludwigs des Elften lebenden namhaften Dichters François Villon steht im Mittelpunkt dieser dramatisch bewegten, flott und frisch erzählten Geschichte, die, reich an abenteuerlichen Vorgängen, zugleich ein interessantes historisches Gemälde darstellt.

**Die holde Törin.** Von Ida Boy-Ed. 2 Bände.

„Die holde Törin“ Phantasie ist es, die Ida Boy-Ed hier in einer verführerischen und glanzenden Frauengestalt verkörpert, die, im tiefsten Grunde schuldlos, dennoch zur Verderberin der Männer wird, die ihr nahen. Die Handlung hat den leisen Atem der Leidenschaft und führt durch das Idyll des Kleinstadtlebens, das Konzerttreiben Berlins in die erhabenen Stimmungen Bayreuther Festspieltage.

b89006325708



b89006325708a